

6. Ausblick: Feministische Erinnerungskultur ab 1984 – Akteurinnen, Kritiken, Diskussionen

1989 schrieb die afro-deutsche Aktivistin und Historikerin Katharina Oguntoye (geb. 1959) im feministischen Magazin *Afreakete – Zeitschrift für afro-deutsche und schwarze Frauen*:

»Die mangelnde Auseinandersetzung mit Rassismus in Deutschland hat ihre Ursache in der Verdrängung der Vergangenheit, die man am liebsten nur vergessen möchte. Die meisten Deutschen möchten vergessen, daß sie etwas mit de[n] furchtbaren Verbrechen der Nazis zutun haben; um das zu erreichen, müssen sie noch mehr als die Zeit des nationalsozialistischen Regimes ausblenden, auch die Zeit davor muß im Nebel verschwinden, d.h. das Kaiserreich und der deutsche Kolonialismus. Damit wird nicht nur eine vernünftige Aufarbeitung der Geschichte verhindert, auch wird durch diese Herangehensweise die Wahrnehmung schwarzer Menschen in Deutschland verhindert. Das sieht dann so aus: Schwarze gibt es hier in Deutschland nicht und wenn doch, dann höchstens Soldaten der Besatzungstruppen, aber auf keinen Fall gibt es Schwarze Deutsche.«¹

Oguntoyes Analyse nach war der Rassismus in der deutschen Gesellschaft, den sie und ihre Mitstreiterinnen ab 1984 in der neuen Frauenbewegung aufdeckten und kritisierten, auch in der »Verdrängung der Vergangenheit« begründet. Oguntoye stellte, so wie auch andere afro-deutsche Aktivistinnen, die Erinnerung an den Nationalsozialismus in einen Zusammenhang damit, wie Schwarze Menschen in Deutschland im Alltag wahrgenommen wurden. Die Erinnerungskultur – wen sie ein- oder ausschloss, auf wen sie sich bezog und wer sie betrieb – hatte für sie als Schwarze Deutsche einen direkten Einfluss auf ihr Leben. Mit dieser Analyse brachten Oguntoye und weitere afro-deutsche Frauen eine neue Perspektive und eine konstruktive Kritik in die feministische Erinnerungskultur ein.

In dieser Phase der neuen Frauenbewegung, die hier zwischen 1984 und 1994 angelegt ist, verschafften sich marginalisierte Frauen Gehör und wurden in der feministischen

¹ Oguntoye, Katharina: Die Schwarze deutsche Bewegung und die Frauenbewegung in Deutschland, in: *Afreakete – Zeitung für afro-deutsche und schwarze Frauen*, H. 4 (1989), S. 3–5, S. 33–37, hier: S. 4.

Öffentlichkeit sichtbar. Sie taten sich in einer »konfliktuellen Differenzierung« innerhalb der neuen Frauenbewegung als Teilbewegungen zusammen.² Im Zuge der »Phase der Professionalisierung und institutionellen Integration« veränderte sich die Bewegung und ist nicht mehr im engen Bezugsfeld einer autonomen Alternativöffentlichkeit fassbar.³ Aus diesem Grund habe ich das vorliegende Kapitel als Ausblick konzipiert und möchte aufzeigen, wie von unterschiedlichen Akteurinnen in retrospektiven Debatten auf die feministische Erinnerungskultur zum Nationalsozialismus zurückgegriffen wurde.

Feministische Anliegen und Politiken gingen in diesem Zeitraum vermehrt in Institutionen und Parteien ein, wurden etwa in der 1980 gegründeten Partei Die Grünen vertreten, die ab 1983 in den Bundestag und mehrere Landesparlamente einzog. Aber auch die erste, christdemokratische Frauen- und Familienministerin Rita Süßmuth (geb. 1937) vertrat ab 1986 einen konservativen Feminismus, der Grundlage ihrer Politik wurde.⁴ Das Berufsfeld der Gleichstellung bildete sich heraus und feministische Politik wurde nun zum Beispiel auch in Kirchen, Gewerkschaften, sowie juristischen und medizinischen Berufen integriert. Autonome Netzwerke, institutionelle Verbände, Politikerinnen und Wissenschaftlerinnen arbeiteten dafür zusammen.⁵

Da ich mich auf das Feld der Erinnerungskultur konzentriere, muss ich für die 1980er Jahre die zunehmende Popularisierung von Geschichte und die staatliche Inszenierung von Gedenkveranstaltungen zum Nationalsozialismus berücksichtigen. Die Erinnerung an den Nationalsozialismus wurde in diesem Jahrzehnt gesellschaftlich immer präsenter.⁶ Gedenken und Erinnerung wurden außerdem zunehmend in einem universalen Rahmen konzipiert.⁷ Dabei verwischten bisweilen die Positionen von Täter*innen und Opfern, was zu öffentlicher Kritik führte. So löste der Besuch des Soldatenfriedhofs in Bitburg durch Bundeskanzler Helmut Kohl gemeinsam mit dem US-amerikanischen Präsidenten Ronald Reagan 1985 eine öffentliche Kontroverse aus, weil auf diesem Friedhof auch SS-Männer bestattet sind. Kritiker*innen einer sogenannten »geistig-moralischen Wende« von Bundeskanzler Helmut Kohl warfen ihm vor, die NS-Vergangenheit geschichtspolitisch relativieren zu wollen.⁸ Der Höhepunkt dieser Diskussionen in den 1980er Jahren, in denen nationalkonservative Historiker eine Historisierung des Nationalsozialismus und eine positive Identifikation mit der deutschen Geschichte forderten, ist der sogenannte Historikerstreit ab 1986. Diese Positionen, für den Streit anlässlich durch den Historiker Ernst Nolte in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vorgetragen, erhielten scharfen Gegenwind vom Philosophen Jürgen

2 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 708. Zitat Lenz.

3 Ebd., S. 25–26. Zitat Lenz.

4 Ebd., S. 26.

5 Ebd.

6 Maubach, Franka: Normalisierung und Kritik. Zum »Geschichtsboom« seit den 1980er Jahren, in: Frei/Schanetzky/Steinbacher: Demokratisierung der Deutschen, S. 238–251.

7 Assmann/Frevert: Geschichtsvergessenheit, S. 146–147.

8 Röger, Maren: »Geistig-moralische Wende«, in: Fischer/Lorenz: Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung«, S. 226.

Habermas, dem sozialliberale Historiker beisprangen.⁹ Auch die Antisemitismus-Diskussionen, die Ende der 1970er Jahre in der politischen Linken geführt wurden, rissen in den 1980er Jahren nicht ab. Dabei nahmen neue Aktivist*innen eine wichtige Rolle ein: 1980 hatten etwa der Erziehungswissenschaftler und Publizist Micha Brumlik und die Historiker*innen Dan Diner und Cilly Kugelmann in Frankfurt a.M. eine jüdische Gruppe gegründet und wandten sich in den Folgejahren öffentlich gegen Antisemitismus. Sie stellten auch ein bewusstes Gegengewicht und eine alternative Stimme von Menschen, die sich als Jüdinnen*Juden identifizierten, zu den jüdischen Gemeinden dar, von denen sie sich distanzierten.¹⁰ Mit dieser Stimme äußerten sie sich etwa in den Diskussionen um das Theaterstück »Der Müll, die Stadt und der Tod« von Rainer Werner Fassbinder, gegen das im Vorfeld der geplanten Aufführung 1985 heftig demonstriert und mit einer Bühnenbesetzung die Aufführung verhindert wurde. Fassbinder wurde die antisemitische Zeichnung der Figur eines Immobilienpekulanten vorgeworfen.¹¹

Die 1980er Jahre waren auch das Jahrzehnt der Geschichtswerkstätten, die die Lokal- und Alltagsgeschichte vorantrieben und ihre Forschungen in neuen Formaten – etwa Stadt- und Schiffsrandfahrten, Theaterstücken und anderen Inszenierungen – zu gesellschaftlicher Wahrnehmung verhalfen.¹² Zahlreiche Initiativen für die Erhaltung historischer Orte und für Denkmäler gehen auf die (späten) 1980er Jahre zurück, in Berlin etwa die heutige Topographie des Terrors auf dem Gelände des ehemaligen Reichssicherheitshauptamts und das Denkmal für die ermordeten Juden Europas.¹³

Die neue Frauenbewegung der 1980er Jahre wiederum ist von mehreren Bewusstwerdungsprozessen, Professionalisierung in verschiedenen Feldern, der Aufspaltung ihrer Diskursräume und einer Gleichzeitigkeit von Debatten geprägt, die auch gegenläufig und unterschiedlich sein konnten. Dabei gab es auch Vorwürfe, Missverständnisse und Abgrenzungen unter den Feministinnen, was letztlich zur Aufspaltung der neuen Frauenbewegung in kleinere Interessengruppen beitrug, die das »Kollektiv Frau« nicht mehr bemühten. Im Kontext des oben genannten »Geschichtsbooms« gingen auch Motive des Erinnerns, die aus der feministischen Öffentlichkeit stammen, in die öffentliche Erinnerungskultur ein, etwa in den populären Buchmarkt und die Geschichtsbewegung selbst.¹⁴ Währenddessen diskutierten historische Frauenforscherinnen in ihren Fachma-

9 Vgl. Herbert, Ulrich: Der Historikerstreit. Politische, wissenschaftliche, biographische Aspekte, in: Sabrow/Jessen/Grosse Kracht: Zeitgeschichte als Streitgeschichte, S. 94–113.

10 Goschler, Constantin/Kauders, Anthony: Dritter Teil: 1968–1989. Positionierungen, in: Brenner: Geschichte der Juden in Deutschland, S. 295–378, hier: S. 324–330.

11 Bodek, Janusz: Fassbinder-Kontroversen, in: Fischer/Lorenz: Lexikon der »Vergangenheitsbewältigung«, S. 230–232.

12 Siegfried: Die Rückkehr des Subjekts; Büttner: »Wer das Gestern versteht – kann das Morgen verändern!«; Grotian, Etta: Vorgeschichte, Vorbild oder Sackgasse? Zur Historisierung der »neuen Geschichtsbewegung« der Bundesrepublik der späten 1970er und 1980er Jahre, in: WerkstattGeschichte, H. 75 (2017), S. 15–24.

13 Für diese und weitere Initiativen vgl. Wüstenberg: Zivilgesellschaft und Erinnerungspolitik, S. 201–229.

14 Hierzu auch die Kapitel 4.2 und 4.3. Vgl. außerdem: Grubitzsch: Frauen machen Geschichte.

gazinen und -foren weiter über die feministische Erforschung des Nationalsozialismus, bemühten sich aber auch um Institutionalisierung.¹⁵

In den 1980er Jahren artikulierte sich eine neue Bewegungsgeneration und bezog sich kritisch auf ihre Vorgängerinnen. Viele der Frauen, die 1968 oder die Sommeruniversitäten für Frauen ab 1976 als entscheidende politisierende Ereignisse wahrgenommen hatten, gehörten einer anderen ›Bewegungsgeneration‹ an als Frauen, die den Feminismus in seinen institutionalisierten Formen ab Anfang der 1980er Jahre kennengelernten.¹⁶ Die marginalisierten Frauen, die sich in Teilbewegungen zusammenschlossen, trugen damit sowohl zur Fortentwicklung als auch zur Aufsplitterung der Bewegung bei.¹⁷ Sie machten darauf aufmerksam, dass sie in einer feministischen Analyse des universalen Patriarchats, das ›alle Frauen‹ gleichermaßen unterdrücke, mit ihren spezifischen Voraussetzungen nicht berücksichtigt waren: ›Die sozialen Unterschiede und Hierarchien zwischen Frauen, die wie etwa weiße und schwarze Frauen verschiedenen Zugang zu Ressourcen und Macht hatten, wurden tendenziell darin ausgebendet und vernachlässigt.‹¹⁸

Jüdische Frauen, afro-deutsche Frauen und *women of color* sowie Frauen mit Migrationserfahrung stellten erstens sich selbst, ihre Identitäten und die alltäglichen Diskriminierungen zur Diskussion, denen sie in der bundesdeutschen Gesellschaft, aber auch in der neuen Frauenbewegung ausgesetzt waren. Zweitens verwiesen sie auf die historische Dimension dieser Diskriminierungen und schufen damit einen ganz anderen Zugang zur Erinnerung an den Nationalsozialismus als die Feministinnen aus der weißen, deutschen, christlich sozialisierten Mehrheitsgesellschaft. Damit verhalfen sie den Opfern von rassistischer und antisemitischer Gewalt und Verfolgung zu mehr Sichtbarkeit. Sie traten seit 1984 verstärkt auf frauenpolitischen und wissenschaftlichen Tagungen und Konferenzen auf, machten Workshops, veröffentlichten und organisierten sich.

Das Kapitel beginnt im Jahr 1984 mit der Gründung der afro-deutschen Frauenbewegung und dem lesbisch feministischen Schabbeskreis, einer antisemitismuskritischen Frauengruppe (Kapitel 6.1). Dabei konzentrierte ich mich auf die erinnerungskulturellen Perspektiverweiterungen und Interventionen dieser Gruppen. Diese Teilbewegungen konnten auf Praktiken der feministischen und historischen Selbstvergewisserung zurückgreifen. Dabei überprüfe ich, welche Aneignungsformen diese Akteurinnen wählten und wie ihre Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu der vorangegangenen in der Frauenbewegung und in der sich professionalisierenden Frauenforschung in Beziehung zu setzen ist. Im Zentrum stehen die Fragen: Wie bezog sich eine neue Generation Feministinnen auf die NS-Vergangenheit? Welche Meinung hatten marginalisierte Gruppen zur feministischen Auseinandersetzung mit der Erinnerung an den Nationalsozialismus? Und wie war ihr Verhältnis zur inzwischen entstandenen historischen Frauenforschung? Die Untersuchung dieser Ausdifferenzierung in den 1980er Jahren soll Aufschluss darüber geben, wer an gesellschaftlichen und kulturellen Aushandlungsräumen teilhatte und wie Professionalisierung mit Ausschlussmechanismen ein-

15 Vgl. Schaser: Der Arbeitskreis Historische Frauen- und Geschlechterforschung, S. 18–22.

16 Vgl. Stoehr: Feminismen und politische Kultur. Hervorhebung im Original.

17 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 707–714.

18 Ebd., S. 708.

herging. Ich zeige jedoch auch die Potentiale einer in den vorangehenden Jahren erprobten feministischen Erinnerungskultur auf, auf die sich marginalisierte Frauen beziehen konnten.

Danach stelle ich in Kapitel 6.2 erinnerungskulturelle Debatten Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre vor, die sich mit aktuellen Diskussionen in der historischen Frauenforschung und retrospektiv mit der feministischen Erinnerungskultur der 1970er und 1980er Jahre befassten. In den späten 1980er Jahren suchten Feministinnen auf einschlägigen Tagungen und in mehreren Artikeln die Auseinandersetzung darüber, wie die neue Frauenbewegung bisher mit dem Nationalsozialismus umgegangen war. Dabei aktualisierten sie auch – in kritischer Bezugnahme – das Konzept der Mittäterschaft von Christina Thürmer-Rohr und des Antisemitismus als »Männerkrankheit« von Margarete Mitscherlich.¹⁹ Angelehnt an den Historikerstreit, den ich oben kurz vorgestellt habe, postulierte die Pionierin der Frauenforschung und Professorin für Geschlechtergeschichte an der Universität Bielefeld, Gisela Bock, 1992 einen »Historikerinnenstreit« zwischen ihr und ihrer US-amerikanischen Kollegin Claudia Koonz. Beide Forscherinnen hatten eine Analyse des Nationalsozialismus unter geschlechterhistorischen Fragestellungen vorgelegt und diskutierten ihre unterschiedlichen Positionen über Opfer- und Täterschaft von Frauen im Nationalsozialismus. Hier frage ich danach, in welcher Beziehung diese Debatte zur feministischen Erinnerungskultur stand und welcher Ausblick sich daraus für die Entwicklung der historischen Frauen- und Geschlechterforschung ergibt.

Zuletzt gehe ich auf die Rezeption des 1992 uraufgeführten Dokumentarfilms von Helke Sander über die Massenvergewaltigungen zu Kriegsende ein. Mit diesem Film, »BeFreier und Befreite«, setzte Sander die feministische Forschung zu den Vergewaltigungen von deutschen Frauen durch alliierte Soldaten fort und transportierte sie in eine breitere Öffentlichkeit. Ich untersuche, wie sie diesen Transfer aus der feministischen Erinnerungskultur in die breitere Öffentlichkeit gestaltete und wer auf ihren Film reagierte.

Diese Arbeit endet mit den oben genannten Schlaglichtern in dem Zeitraum, in dem die deutsch-deutsche Wiedervereinigung liegt. Von den politischen Umbrüchen abgesehen, bedeutete diese Zeit sowohl für die Frauenbewegung²⁰ als auch für die Erinnerungskultur Veränderungen; so stellte sich mit Blick auf den Nationalsozialismus die »Frage nach ›nationaler Identität‹ [...] neu«²¹. Für die Aktivistinnen der afro-deutschen und jüdischen Frauenbewegung waren das beunruhigende Entwicklungen. Die Lyrikerin und Aktivistin May Ayim schrieb, sie fühlte sich als Schwarze Frau von den Feierlichkeiten zur deutschen Einheit ausgeschlossen. Dass nun überall Deutschlandfahnen wehten und von »Volk« und »Heimat« gesprochen wurde, »Worte, die in beiden deutschen Staaten seit dem Holocaust zumeist nur mit Vorsicht benutzt wurden«²², verunsicher-

19 Siehe Kapitel 5.2.1.

20 Vgl. den Überblick von: Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 27–28.

21 Assmann/Frevert: Geschichtsvergessenheit, S. 62–63.

22 Ayim, May: Das Jahr 1990. Heimat und Einheit aus afro-deutscher Perspektive, in: Ika Hügel/Chris Lange/dies. u.a. (Hg.): Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung, Berlin 1993, S. 206–220, hier: S. 206.

te sie zutiefst. Mit den vermehrten rassistischen Angriffen von Neonazis und gewaltbeireten Jugendlichen auf *people of color* und den verheerenden Anschlägen auf Wohnheime von Asylbewerber*innen sah sich Ayim einer konkreten Bedrohungslage ausgesetzt. Ähnlich beschrieb es auch das ehemalige Schabbeskreis-Mitglied (Ben) Maria Baader, der* die Deutschland Anfang der 1990er Jahre verließ. Das Erstarken des Nationalismus war dafür ein ausschlaggebender Grund.²³ Baader schrieb 1993 »Zum Abschied«: »Hat im Nachkriegsdeutschland der Bezug zum Nationalsozialismus und seinen Opfern eine Rolle gespielt – und sei es auch in der Verleugnung –, so hat sich diese Fragestellung im ›wiedervereinigten‹, ›normalisierten‹ Deutschland erledigt.«²⁴ May Ayim widmete dieser gesellschaftspolitischen Lage ihr bekanntes Gedicht »Blues in Schwarz-weiß«²⁵, in dem sie die Feierlichkeiten zur Wiedervereinigung 1990 und 1992 zur 500jährigen Entdeckung Amerikas aus Perspektive der marginalisierten Weltbevölkerung kritisierte.

»es ist ein blues in Schwarz-weiß
es ist ein blues

doch wir wissen bescheid – wir wissen bescheid
1/3 der menschheit feiert in weiß
2/3 der menschheit macht nicht mit«²⁶

6.1 Marginalisierte Frauen und ihre Kritik an der feministischen Erinnerungskultur

Ein entscheidendes Ereignis für die Pluralisierung der neuen Frauenbewegung in den 1980er Jahren war der Frauenkongress vom 23. bis 25. März 1984 in Frankfurt a.M. Die Veranstaltung firmierte unter dem Titel »Erster gemeinsamer Kongress ausländischer und deutscher Frauen«²⁷. Die Vorbereitungsgruppe hatte sich 1983 aus mehreren migrantischen Frauengruppen gebildet und war mit den politischen Diskussionen um das Aufenthaltsrecht verknüpft. Das Ziel der Frauen war, einen Dialog zwischen Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen herzustellen und ihre Probleme als Anliegen der Frauen-

23 Klarfeld, Roman Aron: Interview mit Benjamin Maria Baader. Audiodokument, in: Digitales Deutsches Frauenarchiv, 2019, URL: [https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/meta-objekt/interview-mit-benjamin-maria-baader/19014spinnboden#?id=19014spinnboden_3&open=&c=&m=&s=&cv=\(04.11.2023\)](https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/meta-objekt/interview-mit-benjamin-maria-baader/19014spinnboden#?id=19014spinnboden_3&open=&c=&m=&s=&cv=(04.11.2023)).

24 Baader, Maria: Zum Abschied. Über den Versuch, als jüdische Feministin in der Berliner Frauen- szene einen Platz zu finden, in: Hügel u.a.: Entfernte Verbindungen, S. 82–94, hier: S. 92.

25 Ayim, May: Blues in Schwarz-weiß, in: Hügel u.a.: Entfernte Verbindungen, S. 221–222.

26 Ebd., S. 222 (Ausschnitt).

27 Arbeitsgruppe Frauenkongress: Sind wir uns denn so fremd? Die damaligen Selbst- und Fremdbezeichnungen waren »Ausländerinnen« und »Migrantinnen«, wovon ich den zweitgenannten Ausdruck für meine Analyse übernehme.

bewegung zu etablieren.²⁸ Die individuelle Lage von Migrantinnen unterschied sie zum Beispiel durch rechtliche Rahmenbedingungen entscheidend von Nicht-Migrantinnen; so waren Frauen oft über das Aufenthaltsrecht an ihren Ehemann gebunden und von Abschiebung bedroht, wenn sie vor häuslicher Gewalt Schutz in einem Frauenhaus suchten.²⁹ Die Konferenz setzte jedoch einen größeren Rahmen. Die Veranstalterinnen wollten nicht nur über rechtliche Diskriminierungen, sondern auch über Alltagsrassismus und die Rolle von *women of color*, Migrantinnen und nicht-christlichen Frauen in der Frauenbewegung sprechen. Sie waren überrascht, dass mehr als tausend Teilnehmerinnen kamen.³⁰

Die größte Arbeitsgruppe stand unter der Frage »Ausländische und deutsche Frauen – was verbindet uns eigentlich...?« und war Austragungsort heftiger Diskussionen. Eine Teilnehmerin aus Freiburg beschrieb die Stimmung rückblickend als »sehr gespannt und zwar als Spannung zwischen Deutschen und Ausländerinnen: eine Mischung aus gegenseitigen Angriffen, Rechtfertigungen, Mißverständnissen, Hilflosigkeit.«³¹ Anja Ruf, die den Kongress mit vorbereitet hatte, berichtete davon, dass sie selbst sehr überrascht und schockiert von dem Diskussionsverlauf in der Arbeitsgruppe gewesen sei. In der Vorbereitung der Arbeitsgruppe »Was verbindet uns« – in der jedoch auch nur »eine ausländische Frau«³² dabei gewesen sei – seien sie übereingekommen, dass es eine Kontinuität von Rassismus seit dem Nationalsozialismus in der deutschen Gesellschaft gäbe. Diese Kontinuität sowie postkoloniale globale Verhältnisse prägten die deutsche Gesellschaft, womit sie sich als ›deutsche Frauen‹ auseinandersetzen müssten, so ihre Vorausnahmen.³³ In der Veranstaltung sei das Thema dann auf einer ganz persönlichen Ebene ausgetragen worden: »Ausländische Frauen« hätten die »deutschen Frauen« mit so vielen Vorwürfen und Fragen zu ihrem eigenen Rassismus konfrontiert, dass diese ganz konsterniert gewesen seien und überhaupt nicht darauf hätten antworten können.³⁴ Ruf vermutete rückblickend, dass die anwesenden ›deutschen Frauen‹ »stellvertretend für die deutsche Frauenbewegung angeklagt wurden«³⁵.

Die Konflikte während des Kongresses 1984 zeigen, dass eine Verständigung zwischen unterschiedlichen Feministinnen von allen Seiten erwünscht, kommunikativ aber höchst herausfordernd war. Es gab ›Lagerbildungen‹ zwischen den unterschiedlichen Frauen und starke Vorwürfe von diskriminierten Frauen. Die Sensibilität für die historische Schuld des Nationalsozialismus und für gegenwärtigen Rassismus reichte nicht aus, um sich ›als Frauen‹ auf gleicher Ebene zu begegnen. Das Bewusstsein für die deutsche Geschichte und den Umstand, dass die meisten Feministinnen Nachkommen der

28 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 715.

29 Marzell, Pia: »Sind wir uns denn so fremd?«. Aufbrüche in der Rassismusdebatte der Frauenbewegung, in: History/Sexuality/Law, 08.03.2021, URL: <https://hsl.hypotheses.org/1608> (04.11.2023).

30 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 715.

31 Kiefer, Doris: Brief aus Freiburg, in: Arbeitsgruppe Frauenkongress: Sind wir uns denn so fremd?, S. 170–171, hier: S. 170.

32 Ruf, Anja: Was haben ausländische und deutsche Frauen gemeinsam?, in: Arbeitsgruppe Frauenkongress: Sind wir uns denn so fremd?, S. 160–167, hier: S. 160.

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 163.

deutschen Täter*innengesellschaft waren, verhinderte nicht, dass sich die marginalisierten und nicht-deutschen Frauen schlecht behandelt fühlten. Sie lehnten die Zusammenarbeit ab.³⁶

Das Thema Differenz unter Frauen prägte ab 1984 und bis Anfang der 1990er Jahre die Frauenbewegung.³⁷ Die Veranstaltung in Frankfurt a.M. war eine Initialzündung für feministische Teilbewegungen, in deren Folge sich eigene Gruppen, Kampagnen und Netzwerke entwickelten und in »konfliktueller Differenzierung« zur neuen Frauenbewegung artikulierten.³⁸ »Der Frauenkongress als Begegnung und Austausch mit deutschen und ausländischen Frauen ist für mich persönlich zu einem unvorhergesehenen Schlüsselerlebnis geworden«³⁹, schrieb May Opitz, die 1992 den Namen ihres ghanaischen Vaters Ayim annahm. May Ayim (1960–1996) hatte an der Konferenz in Frankfurt teilgenommen. Sie fand sich als deutsche *woman of color* in den Diskussionen nicht vollständig wieder, wertschätzte jedoch die Debatten und Anliegen des Frauenkongresses. Ihrer Wahrnehmung nach hätten sich bei der Veranstaltung wieder zwei Gruppen von Frauen gegenübergestanden: die ›Deutschen‹ und die ›Nicht-Deutschen‹. May Ayim habe sich dabei keiner Seite eindeutig zuordnen können. Sie habe erkannt, dass sie als Deutsche Privilegien habe, die viele Migrantinnen, denen sie auf der Konferenz begegnete, nicht hatten. Gleichzeitig war sie als *woman of color* alltäglichem und strukturellem Rassismus ausgesetzt. Die persönliche Einsicht, die Ayim aus dem Kongress als »Schlüsselerlebnis« gewann, war, dass sie sich »nicht zurückziehen darf, sondern sprechen muß«.⁴⁰ In den nächsten Jahren wurde sie zu einer der wichtigsten Aktivistinnen der afro-deutschen Bewegung.⁴¹

-
- 36 Eine Frau, die bei der technischen Ausstattung und der Tonaufnahme des Kongresses federführend war, schrieb rückblickend bezüglich der Auseinandersetzungen, eine Verständigung über Identitäten könne auch so schwer erfolgen, da deutsche Frauen sich aufgrund der NS-Verbrechen nicht freimütig zu einer ›deutschen Identität‹ bekennen könnten; vgl. Kruck Grünberg, Ricarda: Was verbindet uns eigentlich?, in: Arbeitsgruppe Frauenkongress: Sind wir uns denn so fremd?, S. 155–159, hier: S. 158–159.
- 37 1990 und 1991 folgten in Bremen, Köln und Ost-Berlin weitere Frauen-Kongresse, bei denen die Auseinandersetzung mit Rassismus, Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit – auch unter dem Eindruck der deutsch-deutschen Wiedervereinigung und dem Aufflammen rechtsextremer und rassistischer Gewalt – erneut eine große Rolle spielte, vgl. Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 1053–1058. Zum ersten Ost-West-Frauenkongress, bei dem *women of color*, Migrantinnen, afro-deutsche und jüdische Frauen kritisierten, nicht in die Vorbereitung mit einbezogen worden zu sein vgl. Bock, Jessica: Der Ost-West-Frauenkongress 1990, in: Digitales Deutsches Frauenarchiv, 2020, URL: <https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/angebote/dossiers/30-jahre-geteilter-feminismus/der-ost-west-frauenkongress-1990> (04.11.2023).
- 38 Lenz: Die neue Frauenbewegung, S. 708. Zitat Lenz.
- 39 Opitz, May: Brief aus Münster, in: Arbeitsgruppe Frauenkongress: Sind wir uns denn so fremd?, S. 211–213, hier: S. 211. Folgendes vgl. ebd., S. 212–213.
- 40 Ebd., S. 213.
- 41 Vgl. Florvil, Tiffany N.: Mobilizing Black Germany. Afro-German women and the making of a transnational movement, Urbana/Chicago 2020, S. 104–129; Kelly, Natasha A./Oguntoye, Katharina (Hg.): Sisters and souls. Inspirationen durch May Ayim, Berlin 2015.

6.1.1 Die afro-deutsche Frauenbewegung und ihre erinnerungskulturelle Intervention

1984 war auch das Jahr, in dem Audre Lorde (1934–1992) nach Berlin kam. Die US-amerikanische Schriftstellerin und Aktivistin, die sich selbst als »black, lesbian, feminist, mother, poet, warrior«⁴² bezeichnete, war dank des Engagements der Soziologin Dagmar Schultz als Gast-Professorin an das John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin eingeladen worden. Lorde hielt sich bis 1992 regelmäßig wochen- und monatelang in West-Berlin auf und wurde hier eine wichtige Aktivistin, Netzwerkerin und Inspirationsfigur in der feministischen Szene und für die sich formierende afro-deutsche Frauenbewegung.⁴³ Dagmar Schultz, die selbst jahrelang in den USA gelebt und gearbeitet hatte, war eine enge Weggefährtin Lordes in ihren ›Berliner Jahren‹.⁴⁴ Schultz hatte als eine der ersten die Ideen nicht nur der US-amerikanischen, sondern auch der afro-amerikanischen Frauenbewegung in die westdeutsche Frauenbewegung mitgebracht und schon 1981 in *Courage* angemahnt, dass sich die mehrheitlich weiße Frauenbewegung in der Bundesrepublik mit Rassismus auseinandersetzen müsse.⁴⁵ Als Verlegerin des 1974 von ihr mitgegründeten sub rosa Frauenverlags (später Orlanda Frauenverlag) publizierte sie in den 1980er Jahren erstmalig Audre Lordes Schriften auf Deutsch.⁴⁶

Audre Lorde forderte alle Feministinnen heraus, Schwarze Menschen in Deutschland wahrzunehmen, und stieß damit anfangs auf Irritation, wie Katharina Oguntoye erinnert: »Man hat ihr das Bild vermittelt, daß es in Deutschland keine Schwarzen Menschen gibt. Das Land nach den Nazis, sozusagen, in dem es keine Schwarzen gibt.«⁴⁷ In ihren Vorlesungen und Auftritten an der Freien Universität und in anderen frauenbewegten Räumen bedachte Lorde Schwarze Frauen mit besonderer Aufmerksamkeit und forderte sie auf, sich bewusst aufeinander zu beziehen und sich zusammenzuschließen. Um

42 Sandler, Kathe/Guy-Sheftall, Beverly: Audre Lorde. Black, Lesbian, Feminist, Mother, Poet Warrior, in: Mary K. Trigg/Alison R. Bernstein (Hg.): *Junctures in Women's Leadership. Social Movements*, New Brunswick 2016, S. 118–138.

43 Vgl. Florvil: *Mobilizing Black Germany*, S. 25–52. Vgl. auch Florvil, Tiffany N./Speit, Sina: Intellektuelle des Alltags. Die afro-deutsche Frauenbewegung – ein Gespräch, in: *Geschichte der Gegenwart*, 18.07.2021, URL: <https://geschichtedergegenwart.ch/intellektuelle-des-alltags-die-afro-deutsche-frauenbewegung-ein-gespraech/> (04.11.2023).

44 Über diese gemeinsame Zeit hat Dagmar Schultz einen Dokumentarfilm gemacht: Schultz, Dagmar: *Audre Lorde – The Berlin Years 1984 to 1992*, Dokumentarfilm, Bundesrepublik Deutschland 2012.

45 Schultz: Dem Rassismus in sich begegnen.

46 Lorde, Audre/Rich, Adrienne/Schultz, Dagmar (Hg.): *Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte*, Berlin 1983.

47 Zitat aus: Die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland als komplexes Zusammenspiel un/gleichzeitiger aktivistischer Intervention. Ein Gespräch zwischen vier Aktivistinnen unterschiedlicher Bewegungswellen, in: Piesche, Peggy (Hg.): »Euer Schweigen schützt Euch nicht«. Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland, Berlin 2012, S. 17–40, hier: S. 24. Ich verwende in meiner Arbeit die Großschreibung für die Selbstbezeichnung Schwarzer Menschen, die eine »gesellschaftspolitische Position« beschreibt, siehe: <https://glossar.neuemedienmacher.de/glossar/schwarze-menschen-schwarzer/> (04.11.2023).

sie entstand ein Freundinnen- und Aktivistinnenkreis, zu dem unter anderen Katharina Ogunteye, May Ayim und Ika Hügel-Marshall gehörten.

Audre Lorde ermutigte und inspirierte die Schwarzen Frauen, sich auch künstlerisch mit sich selbst und ihrem Schwarz-Sein und Deutsch-Sein auseinanderzusetzen. Die Historikerin Tiffany Florvil beschreibt die Selbstvergewisserungspraxis in diesen frühen Netzwerken als bahnbrechend: »Die afro-deutschen Feministinnen benutzten ihre Perspektive als eine Methode, um die Welt zu begreifen. [...] In einem radikalen Akt haben sie auch deutsches Wissen durch ihren Aktivismus, ihre Aktivitäten und ihr Schreiben verändert.«⁴⁸ Denn in ihrem Prozess der Bewusstwerdung und Reflektion ihrer Positionen in der deutschen Gesellschaft stellten die Schwarzen deutschen Frauen auch die Geschichte des Nationalsozialismus in ein ganz neues Licht. Die Schlüsselpublikation der afro-deutschen Frauenbewegung der 1980er Jahre, das Buch »Farbe bekennen – Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte« (1986)⁴⁹ war hierfür entscheidend. Darin spielen die historischen Erfahrungen Schwarzer Menschen in Deutschland eine sehr große Rolle. Das Buch entstand auf Audre Lordes Impuls hin. Sie hätte die Möglichkeit gehabt, im Orlanda Frauenverlag ein weiteres eigenes Buch zu veröffentlichen, wollte diese Ressource jedoch lieber den Schwarzen deutschen Frauen überlassen, die sie gerade in West-Berlin kennengelernt hatte.⁵⁰ May Ayim (Opitz), Katharina Ogunteye und Dagmar Schultz arbeiteten zwei Jahre an der Anthologie, die 1986 unter ihrer Herausgeberschaft erschien.⁵¹ Den Begriff »afro-deutsch« entwickelten die Schwarzen Frauen gemeinsam mit Audre Lorde.⁵² Diese Möglichkeit, eine eigene Sprache zu entwickeln und »eine eigene Selbstbezeichnung zu kreieren«, sei ein »starker Moment« gewesen, erinnert sich die afro-deutsche Aktivistin und heutige Professorin für Diversity Studies, Maisha (Auma) Eggers.⁵³ »Farbe bekennen« war für die afro-deutsche Frauenbewegung ein wichtiges Werk, das einen öffentlichen Raum für afro-deutsche Frauen schuf, in dem sie sich selbst artikulierten und die mehrheitlich weiße westdeutsche Öffentlichkeit zur Auseinandersetzung mit ihren Perspektiven und Identitäten herausforderten. Während die Erstausgabe noch verhalten rezipiert wurde, verstärkten die Herausgeberinnen im Laufe der nächsten Jahre durch ihre öffentlichen Auftritte bei Buchpräsentationen und Teilnahmen an Workshops die Strahlkraft von »Farbe bekennen«. In dieser Zeit liegt auch der Ursprung von May Ayims Karriere als eine der wichtigsten Sprecherinnen für die

48 Zitat T. Florvil, in: Florvil/Speit: Intellektuelle des Alltags.

49 Opitz, May/Ogunteye, Katharina/Schultz, Dagmar (Hg.): Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Berlin 1986.

50 Piesche: »Euer Schweigen schützt euch nicht«, S. 24.

51 May Ayim war 1984, zu Beginn der Arbeit an »Farbe bekennen«, Studentin und 22 Jahre alt, Katharina Ogunteye 24 Jahre alt. Ogunteye holte zu dieser Zeit in West-Berlin ihr Abitur nach, studierte später Geschichte und ist heute Historikerin, Schriftstellerin und Aktivistin. Ihre Magisterarbeit veröffentlichte sie 1997 unter dem Titel: Ogunteye, Katharina: Eine afro-deutsche Geschichte. Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884 bis 1950, Berlin 1997.

52 Opitz/Ogunteye/Schultz: Farbe bekennen, S. 10.

53 Piesche: »Euer Schweigen schützt euch nicht«, S. 25.

deutsche Schwarze Bewegung.⁵⁴ »Farbe bekennen« liegt heute in mehreren Auflagen vor und wurde 1992 auch auf Englisch publiziert.⁵⁵

Bemerkenswert ist, dass Geschichte als Annäherung und Selbstvergewisserung in dieser Schlüsselpublikation der afro-deutschen Frauenbewegung eine sehr große Rolle spielt; für die Auseinandersetzung mit ihrer afro-deutschen Identität wählten die Autorinnen drei Zugänge. Der erste ist die Vergewisserung über die Geschichte afro-deutscher Menschen, über den deutschen Kolonialismus und seine Folgen und die Erlebnisse und Zeugnisse von Schwarzen Deutschen oder Schwarzen, die im Deutschland der letzten Jahrzehnte und Jahrhunderte gelebt hatten. Als zweiten Zugang wählten die Herausgeberinnen von »Farbe bekennen« die biografische Selbsterzählung und Interviews mit Schwarzen Frauen. Afro-deutsche Frauen mehrerer Generationen, die zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten Deutschlands aufgewachsen waren – im ehemals ostpreußischen Danzig (heute Gdańsk in Polen), in der DDR und in der Bundesrepublik – erzählten in narrativierten Interviews oder dialogischen Gesprächen von ihrem Aufwachsen und den erlebten Diskriminierungen. Der dritte Zugang ist der poetische; in »Farbe bekennen« sind mehrere Gedichte von May Ayim, Katharina Birkenwald und von weiteren Frauen veröffentlicht.

Die historischen Darstellungen beruhen auf May Ayims Diplomarbeit »Afro-Deutsche. Ihre Kultur- und Sozialisationsgeschichte auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen«, mit der sie 1986 ihr Pädagogikstudium an der Universität Regensburg abschloss. Sie führte in das Leben Schwarzer Menschen und das Bild, das sich weiße Deutsche seit dem Mittelalter von Afrikaner*innen machten, ein, behandelte die Zeiten der deutschen Kolonien bis zum Umgang mit sogenannten Besatzungskindern in der Bundesrepublik. Das Gespräch mit älteren Schwarzen Frauen sei ein Schlüsselerlebnis für die Herausgeberinnen gewesen:

»Bei den Recherchen lernten wir afro-deutsche Frauen kennen, die während des Kaiserreichs, der Weimarer Republik und während des Nationalsozialismus in Deutschland gelebt hatten. Einige waren sofort bereit, sich mit uns Jüngeren zu treffen und aus ihrem Leben zu erzählen. Es fällt heute schwer – zwei Jahre später – die Berührtheit und Aufregung zu beschreiben, die wir bei diesen Treffen empfanden: Plötzlich entdeckten wir, dass unsere Geschichte nicht erst nach 1945 begann. Vor unseren Augen stand unsere Vergangenheit, die eng verknüpft ist mit der kolonialen und nationalsozialistischen deutschen Geschichte.«⁵⁶

Das intergenerationale Gespräch eröffnete den jungen Schwarzen Frauen die historische Selbstvergewisserung – auch sie konnten auf eine Geschichte ihrer Identitäten zurückblicken, denn Schwarze Deutsche hatte es schon vor ihrer eigenen Generation gegeben. Diese Erkenntnis und das Gespräch mit den älteren Frauen ermöglichte auch die Verortung ihrer eigenen Position als *people of color* in der deutschen Geschichte. May Ayim ging auch auf die intersektionale Verschränkung von *race* und *gender* ein. Sie analysierte

54 Florvil: Mobilizing Black Germany, S. 104–113.

55 Neuauflagen 1992, 2006 und 2020; Opitz, May/Ogunteye, Katharina/Schultz, Dagmar: Showing our colors. Afro-German women speak out, Amherst/Massachusetts 1992.

56 Opitz/Ogunteye/Schultz: Farbe bekennen, S. 9.

die sexualisierten Stereotype gegenüber Afrika-stämmigen Menschen und die politische Propaganda gegen die Besetzung deutscher Territorien nach dem Ersten Weltkrieg, die die Schwarzen Soldaten der Siegermächte als Vergewaltiger der deutschen Nation – letztere oftmals als weiße Frau dargestellt – diffamierte.⁵⁷ Gleichzeitig ermöglichte »Farbe bekennen« marginalisierten Frauen, selbst aus ihrem Leben zu berichten. Damit erweiterten sie nicht nur die feministische Öffentlichkeit um ihre afro-deutsche Perspektive, sondern auch die feministische Erinnerungskultur. Durch die historischen Einführungen von May Ayim und die Lebensgeschichten von zwei älteren Frauen verbanden sie außerdem die Geschichte des deutschen Kolonialismus mit der des Nationalsozialismus, was bemerkenswert ist, da dieser Zusammenhang in der feministischen Öffentlichkeit bisher nicht hergestellt worden war.⁵⁸

Die Gespräche mit den Schwestern Doris Reiprich und Erika Ngambi (unter den Pseudonymen Anna G. und Frieda P.) veröffentlichten die Herausgeberinnen in narrativierten Lebensgeschichten.⁵⁹ Für sie bedeutete der Aufstieg des Nationalsozialismus ein starker Einschnitt in ihr bis dahin behütetes und glückliches Leben im ostpreußischen Danzig. Sie erzählten, ihr Vater sei 1891 aus einer deutschen Kolonie im heutigen Kamerun zur Ausbildung in das Deutsche Reich gekommen und war als Kaufmann in der Stadt anerkannt gewesen. Zwar hatten er und seine Familie rassistische Erfahrungen im Alltag gemacht, doch diese stellten die beiden Frauen in ihrem Gespräch als nicht so bedrohlich dar wie die folgenreichen Ausgrenzungen mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft. Die jungen Frauen hätten nach 1933 Schwierigkeiten gehabt, eine Lehrstelle und eine Berufsanstellung zu finden, der Turnverein habe sie ausgeschlossen und der Vermieter der Familie die Wohnung gekündigt, Freund*innen sich von ihnen abgewandt. Ende der 1930er Jahre seien ihnen die Pässe aberkannt worden, es habe stets die Bedrohung im Raum gestanden, in einem Konzentrations- oder Arbeitslager interniert zu werden. Die beiden Frauen betonten aber auch, trotz des erlittenen Leids, dass sie aktuell – in den 1980er Jahren – glücklich seien. Gegenüber alltäglichen Diskriminierungen zeigten sie sich zwar sensibel, dabei aber relativ unempfindlich. So sagte Frieda P.: »Hin und wieder werde ich auf Englisch angesprochen, aber das ist nicht böse gemeint.«⁶⁰

Mit »Farbe bekennen« schlossen die afro-deutschen Aktivistinnen an das intergenerationale Gespräch an, das schon weiße Frauen in der feministischen Erinnerungskultur praktiziert hatten.⁶¹ Sie brachten damit die intersektionalen Kategorien von *race* und *gender* in die erinnerungskulturelle Wahrnehmung und erweiterten die Erinnerung an den Nationalsozialismus um die Verflechtung mit deutscher Kolonialgeschichte. Dies zeigt, dass sich auch die marginalisierten Frauen in der Frauenbewegung die biografische Selbstthematisierung und Erfahrungsperspektive zunutze machten, um sich

57 Opitz, May: Rassismus, Sexismus und vorkoloniales Afrikabild in Deutschland, in: dies./Oguntoye/Schultz: Farbe bekennen, S. 17–64; dies.: Afrikanerinnen und Afro-Deutsche in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, in: dies./Oguntoye/Schultz: Farbe bekennen, S. 45–64.

58 Zur Verbindung von Kolonial- und NS-Geschichte vgl. auch: Hügel u.a.: Entfernte Verbindungen.

59 Anna G./Frieda P.: Unser Vater war Kameruner, unsere Mutter Ostpreußin, wir sind Mulattinnen, in: Opitz/Oguntoye/Schultz: Farbe bekennen, S. 65–84.

60 Ebd., S. 83.

61 Siehe hierzu ausführlich Kapitel 4.

Geschichte anzueignen und eine historische Selbstvergewisserung wahrzunehmen. Sie nutzten somit bewährte Praktiken und Medien der feministischen Öffentlichkeit, um ihren Identitäten und Anliegen zu Sichtbarkeit zu verhelfen. Sie thematisierten gegenwärtigen, aber auch vergangenen Rassismus und betteten ihre Analyse und Kritik in historische Zusammenhänge und Erfahrungen.

6.1.2 Kritik und Provokation – der lesbisch feministische Schabbeskreis, Jüdinnen und Frauen gegen Antisemitismus

Auch eine andere Frauengruppe, die in den folgenden Jahren auf sich aufmerksam machen sollte, bildete sich im Jahr 1984: der lesbisch-feministische Schabbeskreis. Der Schabbeskreis war ein Zusammenschluss von Frauen mit unterschiedlichen Hintergründen – nicht alle von ihnen waren lesbisch und/oder jüdisch, aber sie einte das Anliegen ›jüdische Themen‹ in der Frauenbewegung zu diskutieren. Die Frauen hatten sich 1984 nach einem Vortrag von Jessica Jacoby im West-Berliner Lesbentreff Lestra zusammengeschlossen.⁶² Zum festen Kern der Gruppe gehörten neben der Theater- und Filmwissenschaftlerin Jessica Jacoby und der* die spätere Historiker*in Ben Maria Baader und Gotlinde Magiriba Lwanga Frauen wie Laura Radosh, Cathy Gelbin, Elaine Großmann und die Politikwissenschaftlerin und Aktivistin Gülsen Aktaş.⁶³ Die Gruppe trat während der West-Berliner Lesbenwoche im folgenden Jahr erstmalig als Schabbeskreis auf.⁶⁴ Die Frauen trafen sich regelmäßig freitags und lehnten sich mit ihrem Namen und kultureller Bezugnahmen an den Sabbat an, den wöchentlichen Ruhe- und Feiertag im Judentum.

Im Schabbeskreis führten Frauen, die dem engsten Kern angehörten, ein vertrauliches und freundschaftliches Verhältnis zueinander. Für die jüdischen Frauen unter ihnen wurde der Kreis zu einem Ort, an dem sie ihre jüdische Identität verhandeln konnten.⁶⁵ Den eigenen Rahmen schufen sich die Schabbeskreis-Frauen mit ihren regelmäßigen Treffen als Gruppe, dies war der Raum ihrer Selbstvergewisserung. Baader beschrieb jedoch, wie einengend dieser Raum für sie* ihn wurde und dass es ein homogenisierendes Moment in der gegenseitigen Identifikation miteinander gab. (Ben) Maria Baader beschrieb außerdem, wie die Gruppe sich aufgrund der äußeren Anfeindungen auf sich selbst zurückzog. Differenzen innerhalb des Schabbeskreises hätten dadurch schwerer thematisiert werden können. Diese ›ungesunde‹ Konzentration führte Baaders Meinung nach letztlich mit zur Auflösung der Gruppe im Jahr 1989: »Alles jenseits des Schabbeskreises wurde zur ›Außenwelt‹, und wir stilisierten uns mehr und mehr zu Op-

62 Antmann, Debora: Der lesbisch-feministische Schabbeskreis. Die Geschichte eines fast vergessenen jüdisch-feministischen Widerstands, in: *Jalta*, Jg. 1, H. 1 (2017), S. 29; Gröschner: Berolinis zornige Töchter, S. 130–131.

63 Zu den anderen Mitgliedern im erweiterten Schabbeskreis vgl.: Antmann: Der lesbisch-feministische Schabbeskreis, S. 30.

64 Schabbeskreis Berlin: Jüdisches, Nichtjüdisches und Provokantes, in: Vorbereitungsgruppe Lesbenwoche (Hg.): *Mit allen Sinnen leben. Dokumentation der 1. Berliner Lesbenwoche 26.10.–2.11.85*, Berlin 1986, S. 53–57.

65 Baader: Zum Abschied, S. 83.

fern schlechthin.“⁶⁶ Jessica Jacoby wertet das Auseinandergehen der Gruppe anders und sieht die Gründe eher im persönlichen Lebenswandel ihrer Mitglieder.⁶⁷ Jacoby war als einzige aus dem Schabbeskreis an der ›Nachfolgegruppe‹, der AG Frauen gegen Antisemitismus beteiligt.⁶⁸

Die Frauen des Schabbeskreises wählten für ihre Auseinandersetzung mit Antisemitismus in der neuen Frauenbewegung mehrere Zugänge. Sie artikulierten sich in den Räumen der feministischen Öffentlichkeit und maßen der direkten sozialen Interaktion dabei eine hohe Bedeutung zu. Ihr Auftreten war konfrontativ und auf den direkten Dialog angelegt. Einige Frauen aus dem Schabbeskreis verfassten auch Artikel für feministische Zeitschriften, bekannt wurde der Kreis jedoch durch die Teilnahme an feministischen Tagungen oder Workshops.⁶⁹ Die Frauengruppe trat häufiger bei Veranstaltungen auf oder intervenierte aus dem Publikum heraus.⁷⁰ Dabei agierten sie in einer Atmosphäre, die oftmals von Abwehr und Skepsis gegenüber ›jüdischen Themen‹ geprägt war. Mehrere jüdische Feministinnen schrieben darüber, dass ihre nicht-jüdischen Gesprächspartner*innen mit vehemente Abwehr oder großer Irritation reagierten, wenn sie über ihre jüdische Identität sprachen oder Antisemitismus problematisierten.⁷¹ Den Frauen vom Schabbeskreis gelang es, diese Irritationen in Rollenspielen anschaulich zu machen. So sind Unterlagen eines Workshops vom März 1988 überliefert, in denen sie in kurzen Dialogen die Zwischenstöße, Bemerkungen und Hemmungen in der Kommunikation zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Frauen verdeutlichten:

»Kate: Heute habe ich eine antisemitische Bemerkung gehört.

Jessica: Antisemitisch? Warum mußt du immer solche Fremdwörter benutzen? Ich weiß gar nicht, was das ist.

Alle: (zischen) Pssst!

Mary: Das ist doch das mit den Juden!

-

Kate: Könnt ihr am Anfang unserer Eßsüchtigengruppe etwas von euch persönlich erzählen?

Jessica: Ich bin 33, erwerbslos und ich esse zuviel Süßigkeiten. (Ich sag besser nicht, daß ich Jüdin und Lesbe bin, schließlich ist das eine Eßgruppe.)

66 Ebd., S. 87.

67 Antmann, Debora: Vom Vergessen und Erinnern. Ein Portrait der AG ›Frauen gegen Antisemitismus‹, in: Iman Attia/Swantje Köbseß/Nivedita Prasad (Hg.): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen, Bielefeld 2015, S. 101–112, hier: S. 101–102.

68 Ebd., S. 102. Siehe zu dieser Gruppe Kapitel 6.2.1.

69 Zu den Auftritten des Schabbeskreises und den Diskussionen bei den Berliner Lesbenwochen 1985 und 1986, vgl. Baetz, Michaela/Dennert, Gabriele/Leidinger, Christiane: Chronik der Antisemitismusdiskussion in der (Frauen- und) Lesbenbewegung der BRD der 80er Jahre, in: Dennert/Leidinger/Rauchut: In Bewegung bleiben, S. 175–177.

70 Kreuter, Karin: Sündenböcke und andere Sackgassen. Ein Interview mit dem lesbisch-feministischen Schabbeskreis, in: Primadonna, H. 6 (1986/1987), S. 10–11.

71 Epple: Hast du gehört, was ich nicht gesagt habe...; Kreuter: Sündenböcke und andere Sackgassen; Gelbin, Catherine: Feministischer Antisemitismus?, in: Lesbenstich, H. 2 (1986), S. 35; Roggenkamp: Schweigen; Stern, Adriana: Ab heute heißt du Marianne. Lesben und Antisemitismus, in: Dennert/Leidinger/Rauchut: In Bewegung bleiben, S. 168–174.

Cathy: Also ich bin 35 und Sekretärin. Ich könnte Nudeln futtern bis zur Vergasung...

–

Maria: Was bedeutet denn der Anhänger, den du trägst?

Cathy: Daß ich jüdisch bin.

Maria: (Kopf kratzend) Ich wußte garnicht, daß es heute noch Frauen gibt, die das so von sich sagen müssen.

Cathy: Jetzt kennst du eine.

Maria: Jetzt kriege ich gleich ein schlechtes Gewissen. Verstehst du das?

Cathy: Nein.

Maria: Jetzt mach ich bestimmt wieder alles falsch... Und – hältst du [dich; S.Sp.] denn an das alles? Machst du denn das alles mit?

Cathy: An was halte ich mich, und was mach ich mit?

Maria: Ich wußte ja, daß man da alles falsch macht.«⁷²

Diese gespielten Dialoge verdeutlichen die Strategie des Schabbeskreises, anderen Feministinnen ihr Unvermögen zu spiegeln, neutral, reflektiert oder zugewandt auf Jüdinnen zu reagieren. Einige Teilnehmerinnen von feministischen Veranstaltungen nahmen die Interventionen und schon die bloße Anwesenheit des lesbisch-feministischen Schabbeskreises als Provokation wahr.⁷³ Dabei ging es oftmals um den Umgang mit Identitäten, etwa, ob die Frauen sich »zuallererst [als] Lesbe« empfanden, wie eine Teilnehmerin der ersten Lesbenwoche einwarf und damit eine heftige Diskussion auslöste.⁷⁴ Lenkten Frauen aus dem Schabbeskreis das Gespräch auf jüdische Opferschaft im Nationalsozialismus, sei diesem Anliegen etwa mit dem »Hexen-Argument« entgegnet worden, berichtete (Ben) Maria Baader.⁷⁵ Die Annahme, dass millionenfach Frauen als Hexen im Mittelalter ermordet worden seien, war unter Feministinnen in den 1980er Jahren sehr verbreitet. In diesem Zusammenhang nutzten einige auch das Wort »Holocaust«, um der Hexenverfolgung eine genozidale Bedeutung zuzuschreiben.⁷⁶ Diese Parallelisierung des nationalsozialistischen Massenmords mit anderen Verbrechen oder damals aktuellen politischen Entwicklungen oder Umständen deute ich nicht per se als antisemitisch motiviert, es erzeugte aber eine große Schieflage. Der Historiker Knud Andreassen wertet die Verwendung von »Holocaust« in den linken Alternativbewegungen, etwa

72 »Vom Workshop in der Kulmer Straße, 27.3.1988« (2 Seiten), in: Schabbeskreis Berlin, Arbeitsmaterialien, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20.6f Schabbeskreis 1–10, Mappe 1.

73 Antmann: Der lesbisch-feministische Schabbeskreis, S. 24.

74 Zitat aus Baetz/Dennert/Leidinger: Chronik der Antisemitismusdiskussion in der (Frauen- und) Lesbenbewegung der BRD der 80er Jahre, S. 175. Siehe auch: Janz, Ulrike: Die weiße Lesbenbewegung und das Thema Rassismus/Antisemitismus. Eine Chronologie, in: Ihrssinn, H. 6 (1992), S. 28–32, hier: S. 29.

75 Baader: Zum Abschied, S. 86.

76 Perko, Gudrun: Bedenken. Kritiken des Antijudaismus, Antisemitismus und Rassismus gegen die Neue Frauenbewegung in Theorie und Praxis und ihre Aktualität in den Queer Studies – eine kritische Bestandsaufnahme, in: Jacob Guggenheimer (Hg.): »When we were gender...« – Geschlechter erinnern und vergessen. Analysen von Geschlecht und Gedächtnis in den Gender Studies, Queer-Theorien und feministischen Politiken, Bielefeld 2014, S. 225–244, hier: S. 229; Voltmer: »Tremate, tremate, le streghe son tornate!«, S. 71.

in der Anti-Atom- oder Friedensbewegung, als Ausdruck einer »modischen Konjunktur«, die natürlich trotzdem dazu führte, dass der Begriff »Holocaust« sich von seiner ursprünglichen Bedeutung löste und zu einer universellen Chiffre für (die vermeintliche Gefahr von) Massensterben ver kam.⁷⁷

Die nationalsozialistische Judenverfolgung war nicht das zentrale Thema der Schabbeskreis-Frauen, sie machten jedoch auf Schieflagen aufmerksam, wenn es um die historische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der Frauenbewegung ging. Dafür suchten sie auch aktiv die Foren auf, in denen Historikerinnen über Frauen im Nationalsozialismus sprachen und ihre Forschungen vorstellten. Dabei kritisierten Frauen aus dem Schabbeskreis wiederholt, dass sich die Historikerinnen und Soziologinnen nicht mit den jüdischen Opfern beschäftigten. Die Schwerpunkte ihrer Auseinandersetzung waren die aktuelle Unsichtbarkeit und der unterschwellige und in einigen Fällen auch offen vorgetragene Antisemitismus in der neuen Frauenbewegung und in der Frauensforschung.

(Ben) Maria Baader etwa kritisierte auf einer Lesbenwoche (1985 oder 1986) den schon 1983 in der *Courage* veröffentlichten Text von Irene Stoehr über den Bund Deutscher Frauenvereine (BDF), der in der Frauenrechtsbewegung der Kaiserzeit und Weimarer Republik einflussreiche Dachverband, der sich 1933 auf politischen Druck der Nationalsozialisten hin auflöste.⁷⁸ Baader berichtete in der West-Berliner Zeitschrift *Primadonna*, sie habe »ein Zitat« aus Stoehrs Artikel zum Ausgangspunkt ihrer Kritik genommen.⁷⁹ Anhand Irene Stoehrs Zuspitzung der politischen Strategie des BDF im Jahr 1933, in dessen Zusammenhang sie ausdrückte, »daß sich für die Frauen in Deutschland nach 1933 nichts geändert hätte«, kritisierte Baader, dass Stoehr »die Situation der Jüdinnen und anderer verfolgter Frauen vergessen habe«⁸⁰. Auch auf den ersten Soziologinnentagen 1986 stell-

77 Andresen: Linker Antisemitismus, S. 162, S. 166. Auch Abtreibungsgegner*innen verwendeten den Begriff, wenn sie einen angeblichen »Baby-Holocaust« anprangerten, wie z.B. auf einem Flugblatt: »Abtreibungskliniken – Modernes KZ-1981 – [...] – Babycoust – Holocoust [sic!]«, abgedruckt in: Elvira: Adoption statt Abtreibung?, in: Lila Distel, H. 28 (1984), S. 44.

78 Hierzu Kapitel 5.2.2. In Baaders Aufgreifen zeigt sich, dass Stoehrs 1983 publizierter Artikel langanhaltend zu Diskussionen anregte.

79 *Primadonna* erschien 1986–1987 alle ein bis zwei Monate. Sie gehört zu den Journals aus der Frauenbewegungsszene, die regionale Gruppen in begrenzter Auflage und Verbreitungsradius herausbrachten. Helga Lukoschat beschrieb *Primadonna* als »Zeitschrift, die selbstbewußt mit schönem Layout und anspruchsvollen, oft poetischen Texten die neue Kultur der Frauen- und Lesbenszene darstellte«, vgl. Lukoschat, Helga: »Eine gewisse Bissigkeit gehört dazu«, in: taz, 02.06.1989, S. 14. Zwei ehemalige Redakteurinnen von *Primadonna* waren 1989 in einer Initiativgruppe aktiv, die eine neue, überregionale Frauenzeitschrift begründen wollten, die nach dem Einstellen der *Courage* 1984 als neues Pendant zu *Emma* fungieren sollte. Die veränderte feministische Öffentlichkeit und das Ringen um eine überregionale Bezugnahme sind Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre ein Thema für einige Feministinnen. Aus den diversen Initiativen kam jedoch keine neue überregionale Zeitschriftengründung zustande. Vgl. hierzu: Röttger, Ulrike/Werner, Petra: Anspruch prallt auf Wirklichkeit. Regionale Frauenzeitungen auf der Suche nach Redaktions-Konzepten, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 14, H. 30/31 (1991), S. 57–65; Dackweiler/Holland-Cunz: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit.

80 Kreuter: Sündenböcke und andere Sackgassen, S. 10.

te sich Irene Stoehr wiederholt der Auseinandersetzung um ihren Beitrag mit dem Titel »Machtergriffen« und ihren Forschungsansatz zum BDF bis 1933.

Ein Seminar dieser Veranstaltung, die an der Freien Universität Berlin stattfand, stand unter der Frage »Waren Frauen nur Opfer – Wo sind die Täterinnen?« und reichte sich damit in die virulente Diskussion um Handlungsspielräume von Frauen ein, die in den 1980er Jahren unter Feministinnen rege geführt wurde.⁸¹ Auch in diesem Rahmen trugen Frauen aus dem Schabbeskreis ihre Kritik an Irene Stoehrs Forschungsansatz vor. Sie habe ihre Sicht auf frauenpolitisches Handeln 1933 auf wenige Akteurinnen beschränkt, diese jedoch »als universelle ausgegeben« und die »unterschiedlichen sozialen, politischen und kulturellen Hintergründe« anderer Frauen außer Sicht gelassen.⁸²

Frauen aus dem Schabbeskreis richteten diese Kritik auch grundsätzlich an die feministischen Wissenschaftlerinnen, die zum Nationalsozialismus forschten. Sie warfen ihnen vor, dass »die deutsche Frauenforschung die Jüdinnen aus ihren Forschungen ausgrenze«⁸³. Demgegenüber gäbe es US-amerikanische Historikerinnen, die zu deutschen Jüdinnen forschten. Gotlinde Magiriba Lwanga sagte in einem Interview zu dieser Szene: »Prompt meinte die Soziologin Dagmar Reese-Nübel: ›Das sind ja auch alles Jüdinnen!‹ (Die amerikanischen Forscherinnen).«⁸⁴ Lwanga hat diese Aussage als verletzend und ausgrenzend empfunden. Dagmar Reese-Nübel wehrte sich mit einer Richtigstellung gegen diese Darstellung von Lwanga. Sie habe mit der Aussage über die US-Amerikanerinnen, von denen die Rede war, auf »die unterschiedlichen Betroffenheiten« der Frauenforscherinnen hinweisen wollen. Außerdem stünden die deutschen (nicht-jüdischen) Frauenforscherinnen in einem fruchtbaren Austausch mit den US-amerikanischen Historikerinnen.⁸⁵

Diese Stiche, so polemisch und inhaltlich verkürzt sie möglicherweise vorgetragen wurden, trafen doch einen wunden Punkt in der frauenbewegten NS-Forschung. Wie zuvor gezeigt, barg das intergenerationale Gespräch mit Frauen, die den Nationalsozialismus als Nicht-Verfolgte erlebt haben, immer das Problem, ihren Opfererzählungen Raum zu geben. Ihre subjektiven Erfahrungen orientierten sich an ihrem persönlichen Leid und ihren biografischen Brüchen, die strukturell nicht mit denen der Verfolgten übereinstimmten. Dieses Ungleichgewicht der Forscherinnen war auch den von den Schabbeskreis-Frauen angesprochenen US-Amerikanerinnen bewusst, die eng mit den West-Berliner Historikerinnen zusammenarbeiteten. 1983 waren Renate Bridenthal, Atina Grossmann und Marion Kaplan Gäste des dritten Historikerinnentreffens in West-Berlin gewesen.⁸⁶ 1984, im Jahr der Gründung des Schabbeskreises und der Initiazündung für die afro-deutsche Bewegung, gaben sie einen Sammelband zu Frauen im Nationalsozialismus mit dem Titel »When Biology became Destiny«⁸⁷ heraus. Darin manifestierten sie ihre Perspektive, indem sie den Band ihren im nationalsozialistischen

81 Zum Ausgangspunkt dieser Diskussionen siehe Kapitel 5.2.

82 Hentschel, Gitti: Opfer oder Täterinnen?, in: *taz*, 28.06.1986. Zitate Hentschel.

83 Kreuter: Sündenböcke und andere Sackgassen, S. 10.

84 Ebd.

85 Reese-Nübel, Dagmar: Richtigstellung, in: *Primadonna*, H. 7 (1987), S. 11. Zitat Reese-Nübel.

86 Hierzu ausführlicher Kapitel 5.2.2.

87 Bridenthal/Grossmann/Kaplan: When biology became destiny.

Deutschland als jüdische Frauen verfolgten Müttern widmeten.⁸⁸ Die Historikerinnen stellten ihre Forschungsinteressen bewusst in diese persönliche Perspektive als Nachkommen von »Jewish refugee families«.⁸⁹

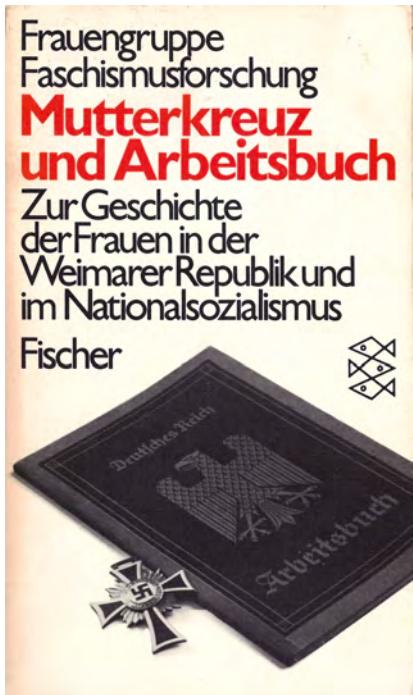


Abbildung 9: Titel des Buchs »Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus« (1981)

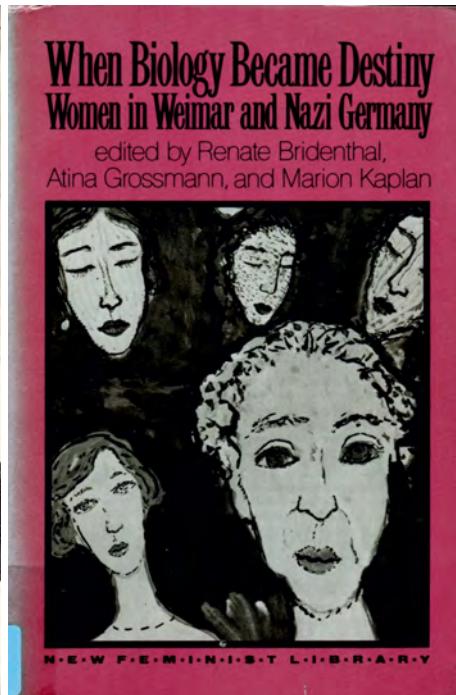


Abbildung 10: Titel des Buchs »When Biology became Destiny« (1984)

Grossmann sah in dem von der Forschungsgruppe um Annemarie Tröger herausgegebenen Band »Mutterkreuz und Arbeitsbuch« (1981)⁹⁰ ein Vorbild für »When Biology became Destiny«. Sie verwies jedoch auf den entscheidenden Unterschied, dass in der deutschen Publikation die als jüdisch verfolgten Frauen und der Holocaust nicht vorkamen.⁹¹ Auch die Gestaltung der Buchtitel verwies auf diese andere Position. Während »Mutterkreuz und Arbeitsbuch« das titelgebende nationalsozialistische Material abbildete und sich somit in die von der nationalsozialistischen Ästhetik dominierte Erinnerungs(bild)kultur der 1970er Jahre einschrieb, zeigt das Cover von »When Biology became Destiny« die Hinwendung zur Perspektive der Opfer der NS-Verfolgung: Als Titelbild

88 Ebd., S. v.

89 Grossmann/Herzog/Betts: When Biology Became Destiny, S. 601.

90 Frauengruppe Faschismusforschung: Mutterkreuz und Arbeitsbuch.

91 Grossmann/Herzog/Betts: When Biology Became Destiny, S. 603.

wählten die Verantwortlichen eine Zeichnung der in Auschwitz ermordeten deutsch-jüdischen Künstlerin Charlotte Salomon.⁹² Das Bild zeigt fünf Frauenköpfe, die für enge Familienangehörige der Künstlerin stehen. Damit akzentuiert es die erinnerungskulturelle Bedeutung familiärer, biografischer Verbindungen, während der Titel von »Mutterkreuz und Arbeitsbuch« eine verdinglichte Repräsentation der NS-Ideologie vornimmt.

In den Band »When Biology became Destiny« nahmen die Herausgeberinnen auch Beiträge der westdeutschen Forscherinnen Annemarie Tröger, Gisela Bock, Elisabeth Meyer-Renschhausen und Karin Hausen auf. Sie begriffen ihr Buch auch als ein »transatlantisches Werk« und forschten im Dialog mit ihren deutschen Kolleginnen.⁹³ Gewissermaßen als Gegenentwurf zum Beispiel zu dem in der feministischen Erinnerungskultur heftig diskutierten Artikel von Irene Stoehr über die »bürgerliche Frauenbewegung« 1933 hatte Marion Kaplan unter dem Titel »Sisterhood under Siege« die Trennung des Jüdischen Frauenbunds vom Dachverband BDF untersucht.⁹⁴ Gleichzeitig war den US-Amerikanerinnen die Herausforderung ihrer westdeutschen Kolleginnen durch ihre andere Perspektive bewusst. Atina Grossmann resümierte: »We gave them the problem of looking at their mothers from a quite different perspective. Our book therefore was an implicit challenge, presenting them with a problem in feminist historiography and with a personal challenge.«⁹⁵ Die Veröffentlichung von »When Biology became Destiny« setzte somit einen Prozess fort, der schon 1976 in der Forschungsgruppe an der Freien Universität Berlin, an der Atina Grossmann auch jahrelang beteiligt gewesen war, begonnen hatte.⁹⁶ Grossmann erinnerte sich später:

»Zaghaft und mit vielen Ängsten und Missverständnissen behaftet kam auch in dieser Forscherinnengruppe, in der ich die einzige Nichtdeutsche, also Jüdin und Amerikanerin, war, die Erkenntnis auf, dass nicht alle deutschen Frauen ›deutsch‹ waren. Das Thema der deutschen Juden, des Antisemitismus und der Vernichtung wurde immer präsenter, für mich unausweichlich.«⁹⁷

92 Salomon (1917–1943) hatte im französischen Exil eine autobiografische Erzählung in Form eines Bilderzyklus von 769 Zeichnungen mit dem Titel »Leben? oder Theater?« geschaffen. Das Joods Historisch Museum Amsterdam zeigt das Werk online, URL: <https://charlotte.jck.nl/> (04.11.2023).

93 Grossmann/Herzog/Betts: When Biology Became Destiny, S. 606.

94 Kaplan, Marion: Sisterhood under Siege. Feminism and Anti-Semitism in Germany, 1904–1938, in: Bridenthal/Grossmann/Kaplan: When biology became destiny, S. 174–198. Siehe zu diesem Thema auch: Dürkop, Marlies: Erscheinungsformen des Antisemitismus im Bund Deutscher Frauenvereine, in: Feministische Studien, H. 1 (1984), S. 140–150.

95 Grossmann/Herzog/Betts: When Biology Became Destiny, S. 605.

96 Zu dieser Gruppe und ihr Pionierprojekt einer feministischen Oral History siehe Kapitel 4.1.2.

97 Grossmann: Historikerin der »zweiten Generation«, S. 115. Nur wenige Jahre später (im Nachgang des sog. Historikerstreits) führten zwei der bedeutendsten Historiker zum Nationalsozialismus, Martin Broszat und Saul Friedländer, eine Diskussion über die Geschichtsschreibung zum Nationalsozialismus, wobei sie auch ihre Identitäten als Nachkomme der Täter*innengesellschaft (Broszat) und als Holocaust-Überlebender (Friedländer) verhandelten: Broszat, Martin/Friedländer, Saul: Um die »Historisierung des Nationalsozialismus«. Ein Briefwechsel, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Jg. 36, H. 2 (1988), S. 339–372. Broszat bewertete die ›Betroffenheit‹ jüdischer Historiker jedoch, insofern er ihren Arbeiten eine »mythische Erinnerung« zusprach, was Friedländer ihm vorwarf: »Warum sollen Ihrer Meinung nach Historiker, die zur Gruppe der Verfolger gehören, fähig sein, distanziert mit dieser Vergangenheit umzugehen, während die zur Gruppe

Die Historikerin Johanna Gehmacher fasste 1994 zusammen, diese Forschungsphase und die beiden wichtigen Publikationen »Mutterkreuz und Arbeitsbuch« und »When Biology became Destiny« befassten sich überwiegend mit den 1930er Jahren; die Forscherinnen suchten vor allem nach den Kontinuitäten oder Brüchen zur Weimarer Zeit, Antisemitismus und die Lebenswirklichkeiten als jüdisch verfolgter Frauen behandelten sie nur randständig.⁹⁸ Auch Theresa Wobbe stellte 1992 fest, dass sich Frauenforscherinnen bis dahin fast gar nicht mit der nationalsozialistischen Verfolgung und dem Holocaust auseinandergesetzt und weder die Verfolgungsopfer noch etwaige Täterinnen eingehend erforscht hätten.⁹⁹

Die Kritik der Schabbeskreis-Frauen traf demnach einen wunden Punkt in der historischen Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Die sich aus der Frauenbewegung entwickelnde Frauengeschichtsschreibung musste sich verschiedentlich positionieren: Frauenforscherinnen nahmen im akademischen Umfeld eine Außenseiterrolle ein und standen unter Rechtfertigungsdruck.¹⁰⁰ Auch das intergenerationale Gespräch, das über die Frauenforschung hinaus in der Breite der feministischen Erinnerungskultur geführt wurde, war für sich genommen eine individuelle Herausforderung und die Thematisierung spezifisch weiblicher Erfahrungen mitunter ein Tabubruch.¹⁰¹ Die Annäherung an die eigene Müttergeneration war von Vorbehalten, aber auch von dem Wunsch nach Identifikation geprägt. Die Nachkommen der deutschen Täter*innen gesellschaft fragten voller Unverständnis, wie Frauen sich am Nationalsozialismus beteiligen konnten, wie sie in dem Regime gelebt haben konnten. Die Frauen vom Schabbeskreis forderten jedoch ein, dass sich die Frauen aus der Mehrheitsgesellschaft auch auf diejenigen bezogen, die sie marginalisierten und deren Vorfahren zu den Verfolgten und Unterdrückten im Nationalsozialismus gehört hatten. Sie sollten sie in ihre Betroffenheit mit aufnehmen, insofern sie sich auf eine gemeinsame Vergangenheit und Gegenwart bezogen.¹⁰² Die feministische Praxis der Selbsterfahrung, die biografische Selbstthematisierung und die Herrschaftskritik waren somit Instrumente, um Marginalisierten zur Stimme und Wahrnehmung in der feministischen Erinnerungskultur zu verhelfen. Darüber hinaus zielten die Interventionen des Schabbeskreises (und – wie

der Opfer gehörenden das nicht können?«, Zitat S. 347. Hier wird deutlich, dass die konservative Geschichtswissenschaft eine ›Betroffenheit‹ aufgrund ihres Objektivitätsgebots tendenziell negativ bewertete, dabei jedoch die eigene Positionierung völlig außer Acht ließ. Hier waren feministische Historikerinnen schon Jahre zuvor einen großen Schritt weiter, indem sie ihre eigene Identität offenlegten und zum Ausgangspunkt ihrer historischen Forschung machten.

98 Gehmacher: Feministische Geschichtsforschung, S. 140–143.

99 Wobbe: Das Dilemma der Überlieferung, S. 28.

100 Siehe hierzu Kapitel 4.1.

101 Siehe hierzu Kapitel 4.3.

102 Die Soziologin Lerke Gravenhorst bezeichnete diese Verbindung später als »negatives Eigentum«, Gravenhorst, Lerke: Nehmen wir Nationalsozialismus und Auschwitz ausreichend als unser negatives Eigentum in Anspruch? Zu Problemen im feministisch-sozialwissenschaftlichen Diskurs in der Bundesrepublik Deutschland, in: Gravenhorst/Tatschmurat: Töchter-Fragen, S. 17–37. Siehe hierzu auch Kapitel 6.2.1.

oben gezeigt – auch der afro-deutschen Frauenbewegung) auf eine Veränderung der feministischen Verhandlung von Differenz und Identität.¹⁰³

1986 kritisierten die Frauen aus dem Schabbeskreis die Bildauswahl im Werbematerial für die zweite Berliner Lesbenwoche. Sie bezogen sich auf das Foto einer Speerwerferin, das die Frauen »unübersehbar als ein Produkt der NS-Ästhetik« identifizierten und vermuteten, es stamme aus Leni Riefenstahls Propagandafilm zu Olympia 1936.¹⁰⁴ Sie fragten: »Welche Vorstellungen von ›Frauengeschichte‹ und ›Lesbenpower‹ machen so unsensibel? Geschichtsamnäsie [sic!]? Anästhesie der Wahrnehmung?«¹⁰⁵ Die Reaktionen auf diese Kritik verarbeiteten die Frauen vom Schabbeskreis auch in den schon oben genannten Rollenspielen, die sie 1988 auf einem Workshop präsentierten. Der dazugehörige Dialog lautete wie folgt:

»Maria: Das Bild, das ihr abgedruckt habt, ist von Leni Riefenstahl, und auch wenn es das nicht wäre, ist es eindeutig faschistische Ästhetik.

Mary: Ich finde es gut, daß ihr das uns sagt, wir können es schließlich nicht wissen. Es gibt so viele Frauenthemen, mit denen wir uns beschäftigen müssen, wir haben gar keine Zeit, uns auch noch damit abzugeben. Aber es ist toll, daß ihr als Betroffene was darüber macht.«¹⁰⁶

Auch diese – hier vom Schabbeskreis nachgespielte und zugespitzte Reaktion – verdeutlicht, was die Schabbeskreis-Frauen wahrnahmen und kritisierten: Viele Feministinnen identifizierten sich nicht mit Jüdinnen, sie waren für sie ›andere‹. Sie sprachen ihnen zwar eine besondere Betroffenheit zu, es gelang den meisten nicht-jüdischen Frauen jedoch nicht, sich selbst mit dieser Betroffenheit in Beziehung zu setzen.¹⁰⁷

Im selben Jahr kritisierte die Historikerin und *Emma*-Autorin Ingrid Strobl ein ähnliches Bild in einem feministischen Fotokalender. In der Inszenierung der Frau(enkörper) durch die Fotografin Hanne Horn sah sie eine ästhetische Parallel zu den Bildern der Sportlerinnen aus Leni Riefenstahls Olympia-Film. Strobl fragte eingangs: »Was hat das Foto einer jungen Fotografin der 80er Jahre mit einer Aufnahme Leni Riefenstahls gemeinsam? Und was ist daran für viele Frauen so faszinierend?«¹⁰⁸ Das Foto zeigte eine lachende Frau, die nur mit einem Unterhemd bekleidet ist und ihre Arme emporreckt. In der Bildunterschrift hieß es: »Spaß an der eigenen Kraft und Gesundheit«. Um die

103 Auch Dagmar Schultz plädierte dafür, sich als nicht-marginalisierte Feministin nicht auf die Bewusstmachung eigener Privilegien zurückzuziehen, sondern Bündnisse mit den marginalisierten Frauen einzugehen, vgl. Schultz, Dagmar: Unterschiede zwischen Frauen. Ein kritischer Blick auf den Umgang mit »den Anderen« in der feministischen Forschung weißer Frauen, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis, Jg. 13, H. 27 (1990), S. 45–57; dies.. Kein Ort nur für uns allein. Weiße Frauen auf dem Weg zu Bündnissen, in: Hügel u.a.: Entfernte Verbindungen, S. 157–187.

104 Zu Leni Riefenstahl siehe Kapitel 3.2.1.

105 Lesbischer Schabbeskreis: Die Lesbenwoche. Ein Weg zu Kraft und Schönheit?, in: Lesbenstich, H. 2 (1986), S. 4.

106 »Vom Workshop in der Kulmer Straße, 27.3.1988« (2 Seiten), in: Schabbeskreis Berlin, Arbeitsmaterialien, FFBIZ A Rep. 400 Berlin 20.6 Schabbeskreis 1–10, Mappe 1.

107 Hierzu auch Kapitel 5.1.

108 Strobl: Freude durch Kraft, S. 28.

Bildästhetik zu verdeutlichen, stand daneben eine Aufnahme einer jungen Frau aus Riefenstahls »Olympia«-Film. In der Bildbeschreibung parallelisierte Strobl diese Fotografien. Sie beschrieb die beiden abgebildeten Frauen als ›jung, schön, kräftig, gesund‹, sie seien »Schwestern in der Freude am eigenen Körper«.¹⁰⁹ Diese Bilder stünden den von Feministinnen offensiv kritisierten weiblichen Stereotypen in Werbung und Illustrationen gegenüber, die unterwürfig, mit viel Make-up und Retusche oder auch pornografisch inszeniert würden. Ingrid Strobl bewertete dieses Sehnen nach Bildern von starker Weiblichkeit als zu einfach. Sie würden nur einen vermeintlichen ›Sieg‹ weiblicher Stärke zeigen und nicht die Schwierigkeiten des Lebens. In Bezug auf die feministische Erinnerungskultur zum Nationalsozialismus kritisiert sie, dass auch hier überwiegend Bilder von ›starken Frauen‹, zum Beispiel von (vermeintlichen) Trümmerfrauen kursierten. Fotografien von den Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung würden jedoch nicht gerne angesehen werden. Strobl fand dafür zwei Gründe; erstens seien die Bilder der Opfer unangenehm, Feministinnen würden es vermeiden, sich selbst diesen Bildern auszusetzen. Dies habe aber auch zur Folge, dass sie sich mit dem Leid der Abgebildeten nicht auseinandersetzen. Zweitens taugten die Bilder nicht nur wegen der vermeintlichen ›Schwäche‹ der Abgebildeten nicht zur Identifikation, sondern auch »[w]eil die Frau auf dem Bild nicht ihre eigene Mutter, Tante, Großmutter sein könnte«.¹¹⁰

Schon im Jahr zuvor, zum 40. Jahrestag des Kriegsendes, hatte Ingrid Strobl die visuelle Ebene der öffentlichen Erinnerungskultur in die Kritik genommen. Ihr war aufgefallen, dass der visuelle Fokus auf die zerstörten deutschen Städte im Sommer 1945, deutsche Flüchtlingsstrecken und ›Trümmerfrauen‹ gelegen habe. Sie selbst wünschte sich demgegenüber Bilder, die ›nirgends zu sehen‹ seien, zum Beispiel von Frauen, ›die aus Auschwitz befreit wurden‹.¹¹¹ Das Unvermögen und auch den Unwillen vieler Frauen, sich mit den nationalsozialistischen Massenverbrechen auseinanderzusetzen, verdeutlichte Ingrid Strobl anhand einer Szene aus ihrer Erinnerung. So habe auf ihre Frage, ob sie den Film »Shoah« (1985) von Claude Lanzmann gesehen habe, eine »durchaus feministische Kollegin« geantwortet, sie habe schon tagsüber »so viel Streß«, dass sie sich so einen Film zu Feierabend nicht »antun« könne.¹¹² Strobl fragte daraufhin:

»Aber was ist mit denen, die den ganzen Tag den Streß haben, daß ihre halbe Familie in Auschwitz ermordet wurde? Was ist mit den Jüdinnen unter uns, in der Frauenbewegung? Gibt es sie? Gibt es Sinta oder Roma-Frauen unter den Feministinnen? Und wenn ja, wie fühlen sie sich unter all den Töchtern der Mörder/innen, Mitläufers/innen, Wegucker/innen? Wir haben uns das nie gefragt, zumindest nicht explizit, über diese Frage haben wir uns nicht nächtelang die Köpfe heiß geredet in den Frauenzentren. Wir haben uns auseinandergesetzt über die Beziehungen zwischen Arbeitertöchtern und Kleinbürgertöchtern, zwischen Müttern und Nichtmüttern, zwischen heterosexuellen und lesbischen Frauen. Und irgendwann haben wir ›die Türkinnen‹ entdeckt. Nicht als

¹⁰⁹ Ebd.

¹¹⁰ Ebd., S. 31.

¹¹¹ Strobl, Ingrid: »Ich könnte heulen vor Wut«. Kommentar, in: Emma, H. 5 (1985), S. 28–29, hier: S. 29. Zitate Strobl.

¹¹² Strobl: Freude durch Kraft, S. 31. Zitate Strobl.

Teil unserer Bewegung, sondern als Objekt unserer Frauensolidarität. Die Jüdinnen haben uns nicht einmal soweit beschäftigt, zumindest die meisten von uns nicht.«¹¹³

Strobl fasste damit radikal kritisch die Selbstbezogenheit der Mehrheitsfrauen in der Frauenbewegung zusammen. Sie gehörte zu denjenigen Feministinnen, die sich Mitte der 1980er Jahre als Angehörige dieser Mehrheit selbstkritisch hinterfragten und nun ihren Blick weiteten.¹¹⁴ Hatte sie noch Anfang der 1980er Jahre in Reportagen über den Nahost-Konflikt mit antisemitischen Vorbehalten berichtet, stellte sie ab Mitte der 1980er Jahre immer mehr die Marginalisierten und Verfolgten in den Mittelpunkt ihrer Arbeit. Identifikatorische Bezugnahmen von Feministinnen stellte sie offensiv in Frage. Zum öffentlich und politisch inszenierten 40. Jahrestag des Kriegsendes fiel ihr als Beobachterin auf, dass ein Kollektiv »der Deutschen« beschworen wurde, das »die Opfer« als »die anderen« ausklammerte. Somit seien jüdische Menschen und Sinti*zze und Roma*nya nicht in einem vermeintlichen Kollektiv der Erinnernden als »wir Deutsche« anerkannt. Ihr Ausschluss aus der Gesellschaft wurde damit fortgeführt, meinte Strobl. Als zweiter Punkt störte sie, dass Frauen als Sprechende im öffentlichen Gedenken an das Kriegsende nicht vorkamen. Sie erschienen nur als Objekte des Erinnerns und dabei vor allem in der Figur der Flüchtenden, der »Trümmerfrau« und als Vergewaltigungsoptiker. Dies sei im Gestus eines männlichen Paternalismus und Nationalismus vorgetragen worden.¹¹⁵

Ingrid Strobls Kritik daran, dass die deutschen, nicht-verfolgten Frauen im Gedenken an das Kriegsende 1985 als Opfer erinnert wurden, zog heftigen Widerspruch nach sich. Mehrere Leser*innen äußerten sich kritisch und empört über Ingrid Strobls Ausführungen.¹¹⁶ Sie warfen ihr vor, sie würde mit zeitlichem Abstand über Lebenssituationen urteilen, die sie selbst nicht erlebt habe und die Leistung der »Trümmerfrauen« nicht anerkennen. Die Leserin Annick Yaiche schrieb: »Woher wollen Sie wissen, wieviele Formen von Widerstand, von Frauenwiderstand es gab oder möglich waren? [...] Es tut mir leid, Ihnen widersprechen zu müssen, aber Frauen haben mit der Politik nichts zu tun und mit dem Krieg noch weniger.«¹¹⁷ Damit wiederholte die Leserin ein gängiges weibliches Entlastungsnarrativ, das bis in die unmittelbare Nachkriegszeit zurückreicht.¹¹⁸ Rund um den Jahrestag des Kriegsendes hatten auf dem Buchmarkt mehrere Publikationen Erfolg, die das Bild der weiblichen Opferschaft im Krieg tradierten.¹¹⁹ Ingrid Strobl

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Siehe auch die wichtigen Texte von Gisela Bock und Dagmar Schultz hierzu in Kapitel 5.1.

¹¹⁵ Strobl: »Ich könnte heulen vor Wut.«

¹¹⁶ Wut (Nr. 5/85 »Ich könnte heulen vor Wut«). Leserinnenbriefe, in: Emma, H. 7 (1985), S. 62–63.

¹¹⁷ Ebd., S. 62.

¹¹⁸ Siehe hierzu ausführlich Kapitel 4.3.

¹¹⁹ Ein Beispiel für die Verquickung von Alltags- und Lokalgeschichte »von unten« und die Tradierung weiblicher Opfererzählungen ist ein Ausstellungsprojekt im hessischen Marburg: Bimmer, Andreas C. (Hg.): Alltagsleben im Krieg. Marburgerinnen erinnern sich an den 2. Weltkrieg, Marburg 1985.

verwies auf mehrere aktuelle Bücher, von denen im ›Erinnerungsjahr 1985‹ auch einige in *Emma* vorgestellt worden waren,¹²⁰ und kritisierte:

»[Diese Bücher; S.Sp.] handeln vom Schicksal ›der deutschen Frauen‹: Der deutschen Frauen, die überhaupt nur überlebt haben, weil sie als ›arisch‹ eingestuft worden waren. [...] ›Trümmerfrauen‹: sympathische, zupackende jungen Frauen, ›Frauen im Männerberuf‹, denen frau sich verwandt fühlen kann – und denen sie häufig auch real verwandt ist, als Tochter, Enkelin.«¹²¹

Strobl zeigte mit dieser Kritik, dass sie selbst einen erinnerungskulturellen Perspektivwechsel vollzog. Ihre Texte von 1985 und 1986 verweisen auf ihre persönliche Entwicklung, die sie Jahre später selbst ausführlicher reflektierte. 1995 setzte sie sich in dem schmalen Band »Anna und das Anderle – Eine Recherche«¹²² mit ihrer Herkunft aus dem österreichischen Tirol auseinander, in dem antisemitische Erzählungen in religiösen Brauchtümern üblich gewesen seien. Sie zog dabei Verbindungslien zwischen ihrem eigenen ›Antizionismus‹ als Linke und ihrer Prägung durch den religiösen Antisemitismus, mit dem sie aufgewachsen war.¹²³ Ihr persönlicher Bewusstseinswandel sei ein durchaus schmerzhafter und langwieriger Prozess gewesen: »Ich habe an die zehn Jahre gebraucht, um endlich das Schlimmste zu begreifen und mir einzustehen. [...] Ich, Österreicherin, Landsfrau von Hitler und Kaltenbrunner, habe, nicht mit Absicht, aber de facto, eine Politik unterstützt, die Israel hätte vernichten können.«¹²⁴ Aus dieser selbstkritischen Einsicht heraus wandte sich Ingrid Strobl bewusst den Verfolgten im Nationalsozialismus zu: Sie veröffentlichte ab Ende der 1980er Jahre mehrere Bücher über als jüdisch verfolgte Frauen und Widerstandskämpferinnen in den von NS-Deutschland besetzten Ländern.¹²⁵

Strobls Fall zeigt, dass ein Perspektivwechsel sogar für Frauen möglich war, die sich zuvor tendenziell antisemitisch geäußert hatten. Die Schabbeskreis-Frauen zeigten auf, gegen welche Vorbehalte sie ein Bewusstsein für jüdische Identitäten und Themen in der feministischen Öffentlichkeit einfordern mussten. Weitere einzelne Frauen gaben wichtige Anstöße dafür, die feministische Erinnerungskultur um die Perspektiven der im Nationalsozialismus Verfolgten zu erweitern. Im Bereich der historischen Frauenforschungen waren es vor allem die US-Amerikanerinnen mit deutsch-jüdischen Wurzeln, die ihre familiären Hintergründe in die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Frauengeschichte des 20. Jahrhunderts einbrachten. Durch diese Initiativen erweiterte

¹²⁰ Schulze/Meyer: Trümmer-Frauen; Thalmann, Rita: Der Weg in die Sackgasse, in: *Emma*, H. 5 (1985), S. 24–27; Trallori, Lisbeth N.: Küchengespräche mit Rebelleninnen, in: *Emma*, H. 7 (1985), S. 36–38.

¹²¹ Strobl: Freude durch Kraft, S. 31.

¹²² Strobl: *Anna und das Anderle*.

¹²³ Ebd., S. 61–62.

¹²⁴ Ebd., S. 66.

¹²⁵ Strobl, Ingrid: »Sag nie, du gehst den letzten Weg«. Frauen im bewaffneten Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besetzung, Frankfurt a.M. 1989; dies.: Das Feld des Vergessens. Jüdischer Widerstand und deutsche ›Vergangenheitsbewältigung‹, Berlin 1994; dies.: Die Angst kam erst danach. Jüdische Frauen im Widerstand in Europa 1939–1945, Frankfurt a.M. 1998.

sich auch die Selbstwahrnehmung der bisher mehrheitlich repräsentierten Feministinnen.

Die Debatten um Rassismus und Antisemitismus erzeugten jedoch auch Abgrenzungen, die vom Veränderungsprozess der feministischen Öffentlichkeit im Laufe der 1980er Jahre rückblickend nicht mehr eindeutig in Ursache und Wirkung zu trennen sind. Im Bewegungskontext zeigte sich in den folgenden Jahren, dass eine Verständigung über Gemeinsamkeiten im Feminismus schwierig blieb. Die feministische Erinnerungskultur an den Nationalsozialismus wurde ab Ende der 1980er Jahre zunehmend in Rückblicken verhandelt, während sich die historische Frauenforschung akademisierte und professionalisierte. Bis Anfang der 1990er Jahre diente sie noch punktuell als Ausstragungsort erinnerungskultureller Debatten, die ich im folgenden Kapitel umreiße.

6.2 Debatten in der Retrospektive auf Erinnernde und Erinnertes

6.2.1 Frauenforschung zum oder Erinnerung an den Nationalsozialismus? Diskussionen über Konzepte und Akteurinnen

Ende der 1980er Jahre verdichteten sich die Diskussionen über Rassismus und Antisemitismus in der neuen Frauenbewegung und fanden in zahlreichen Veranstaltungen und Publikationen ihren Niederschlag. Diese Diskussionen wurden mitunter hart und erbittert geführt, was zu Verletzungen führte und dazu, dass sich die Frauendiskussionsräume – fachwissenschaftliche Gruppen, Interessens- und identitätsbasierte Gruppen – deutlich auseinanderentwickelten oder zerfielen. Gleichzeitig gaben die Diskussionen wichtige Impulse für die rassismus- und antisemitismuskritische Arbeit von Feministinnen und für die Fortentwicklung der historischen Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Diese Entwicklungen stelle ich in diesem Kapitel als Ausblick vor. Im Vordergrund soll dabei die Analyse der Diskussionen über Rassismus und Antisemitismus unter Bezugnahme auf die feministische Erinnerungskultur stehen. Diese Retrospektive diente, so meine Annahme, als Standortbestimmung und Vergewisserung der Teilbewegungen und verschiedener Akteurinnen, die sich an den Aushandlungen gegen Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre beteiligten.

»Die Forschung über Frauen im Nationalsozialismus ist jüngst ins Gerede gekommen, und zwar nicht etwa bei den Männern, sondern unter den Frauen.«¹²⁶ Das stellten die Historikerinnen Dagmar Reese und Carola Sachse 1990 fest. Sie bezogen sich auf mehrere Publikationen, die sich kritisch über die ›Frauenforschung‹ äußerten, wobei sie sehr unterschiedliche Publikationen zu Frauen im Nationalsozialismus heranzogen. Dorothea Schmidt hatte 1987 danach gefragt, wie sich die Frauenbewegung mit ihren ›peinlichen Verwandtschaften‹ auseinandersetzte, womit sie Frauen im Nationalsozialismus meinte.¹²⁷ Schmidt habe einen »mainstream« der Frauenforschung identifiziert, die Frauen im Nationalsozialismus als homogene Masse behandelte. Schmidts

¹²⁶ Reese/Sachse: Frauenforschung zum Nationalsozialismus, S. 73.

¹²⁷ Schmidt: Die peinlichen Verwandtschaften.

Quellenbasis war jedoch sehr selektiv, wie Reese und Sachse ihr nachwiesen.¹²⁸ Ähnlich sah es bei Karin Windaus-Walser aus, die ein Jahr später einen vielbeachteten Text veröffentlichte, mit dem sie die historische Frauenforschung scharf kritisierte.¹²⁹ Die Sozialwissenschaftlerin Windaus-Walser provozierte 1988 mit der Frage, ob sich Frauen eine »Gnade der weiblichen Geburt« zu eigen machten.¹³⁰ Damit spielte sie auf den Ausspruch einer »Gnade der späten Geburt« des Bundeskanzlers Helmut Kohl an, der damit ausdrücken wollte, dass die nach 1930 Geborenen keine Schuld am Nationalsozialismus trügen. Im Zusammenhang mit dem 1986 ausgetragenen Historikerstreit, in dem revisionistische Positionen diskutiert – aber auch stark kritisiert – wurden, warfen Kritiker*innen auch Kohl vor, mit dieser Formulierung sich und seine Generation von einer Verantwortung freimachen und damit letztlich der Geschichte des Nationalsozialismus eine geringe Bedeutung zumessen zu wollen.

Karin Windaus-Walser wandte diesen Ausspruch auf die feministische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus an; es werde »für das weibliche Geschlecht eine Gnade nicht der späten, aber der weiblichen Geburt beansprucht«¹³¹. Es bestünde ein allgemeiner Konsens darüber, dass Frauen höchstens in einer Anpassung an die Männer dem Nationalsozialismus zugesprochen hätten. Dies habe Margarete Mitscherlich mit ihrem Entwurf des Antisemitismus als »Männerkrankheit« erstmals explizit ausgeführt.¹³² Windaus-Walser behauptete, es gäbe außer den Band von Angelika Ebbinghaus, die unter anderem die Biografien von Fürsorgerinnen und Ärztinnen im Nationalsozialismus erforscht hatte,¹³³ keine Studien von westdeutschen Frauen darüber, wie Frauen aktiv im Nationalsozialismus gehandelt hatten und dabei gegebenenfalls zu Täterinnen geworden waren. Windaus-Walsers formulierte absolut und anklagend: »Ich verstehe die These, das weibliche Geschlecht habe an der Vernichtung von Juden keinen originär eigenen Anteil gehabt, als eine grandiose Verleugnung der Schuld und Verantwortung von Frauen.«¹³⁴ Windaus-Walser sah in der feministischen Auseinandersetzung mit Frauen im Nationalsozialismus drei Motive dominieren: erstens das Identifikationsbedürfnis mit Frauen, das sie anhand der Publikationen über Frauenbiografien von Gerda Szepansky (1983/1986)¹³⁵ sowie an der kommentierten Quellensammlung zu Frauen im Nationalsozialismus von Annette Kuhn und Valentine Rothe (1982)¹³⁶ aufzeigte.¹³⁷ Zweitens spitzte sie anhand von Gisela Bocks Studie über »Zwangssterilisationen im Nationalsozialismus« (1986)¹³⁸ zu, dass Frauen ausschließlich als Opfer gesehen wür-

128 Reese/Sachse: *Frauenforschung zum Nationalsozialismus*, S. 75.

129 Windaus-Walser: *Gnade der weiblichen Geburt?*; sehr ähnlich auch: Brockhaus: *Opfer, Täterin, Mitbeteiligte*.

130 Windaus-Walser: *Gnade der weiblichen Geburt?*

131 Ebd., S. 102.

132 Siehe Kapitel 5.2.1.

133 Ebbinghaus, Angelika (Hg.): *Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus*, Nördlingen 1987.

134 Windaus-Walser: *Gnade der weiblichen Geburt?*, S. 102.

135 Szepansky: *Frauen leisten Widerstand*; dies.: >Blitzmädel.

136 Kuhn/Rothe: *Frauen im deutschen Faschismus*.

137 Windaus-Walser: *Gnade der weiblichen Geburt?*, S. 103–105.

138 Bock: *Zwangssterilisation*.

den.¹³⁹ Drittens würde Antisemitismus als ausschließlich männlich begriffen, wofür sie Mitscherlichs Aufsatz (1983)¹⁴⁰ als exemplarisch heranzog.¹⁴¹ Das Konzept der Mittäterschaft von Frauen von Christina Thürmer-Rohr (1983)¹⁴² mache dabei nur vermeintlich ein Angebot, Frauen nicht mehr als passive Opfer zu begreifen.¹⁴³ Windaus-Walser war explizit bewusst, dass Thürmer-Rohr »Mittäterschaft« nicht auf den historischen Nationalsozialismus bezogen hatte, schrieb jedoch, der Begriff stamme »aus der Diskussion über den Nationalsozialismus«¹⁴⁴. Sie formulierte die Bedeutung von Mittäterschaft nach Thürmer-Rohr in Anwendung auf den Nationalsozialismus so: »Hauptverantwortlich für den Nationalsozialismus waren die Männer, aber auch Frauen haben Verantwortung. Ihre Schuld war es, daß sie die Männer bejaht haben.«¹⁴⁵ Letztlich thematisiere Thürmer-Rohr damit eine »aktive« Anpassung von Frauen, nicht aber die etwaige ureigene Motivation von Frauen, die nationalsozialistische Politik zu unterstützten. Gerade darin sollte ein Interesse von Frauenforscherinnen liegen, in der nationalsozialistischen Gesellschaft »das Eigene des männlichen *und* das Eigene des weiblichen Geschlechts«¹⁴⁶ im Zusammenspiel miteinander aufzuzeigen. Zum Schluss entwickelte Windaus-Walser eine eigene These, worin dieses »Eigene« des weiblichen zu finden sei: in der Macht der Mütter.

»Daß Männer überwiegend das Töten ausführten, heißt nicht, daß es undenkbar ist, daß sie das *auch* als »verlängerter Arm« einer von Müttern/Frauen beanspruchten Macht taten. An der Praxis der Kindestötung aus früherer Zeit bis zur Kindesvernachlässigung und -mißhandlung heute läßt sich ablesen, daß die Macht der Mütter nicht nur darin besteht, Leben zu geben und zu pflegen, sondern auch, Leben zu nehmen und zu beschädigen, ob sie sich dieser Macht bewußt sind oder nicht.«¹⁴⁷

Dieser Beitrag von Karin Windaus-Walser war ein wichtiger Anstoßpunkt für weitere Debatten. Die Sozialwissenschaftlerinnen Lerke Gravenhorst und Carmen Tatschmurat gaben noch 1990 einen Tagungsband heraus, der aus einem Symposium entstanden war, das Windaus-Walsers Kritik als Ausgangspunkt genommen hatte.¹⁴⁸ Gravenhorst gab einen eigenen Impuls für die kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus aus weiblicher Sicht, indem sie sich explizit mit ihrer Position als Tochter von aktiven Nationalsozialisten auseinandersetzte.¹⁴⁹ Windaus-Walser aktualisierte ihre Kritik, konkretisierte ihren weiterhin vage gehaltenen Vorschlag jedoch nicht, die Beteiligung

139 Windaus-Walser: Gnade der weiblichen Geburt?, S. 105–108.

140 Mitscherlich-Nielsen: Antisemitismus – eine Männerkrankheit?

141 Windaus-Walser: Gnade der weiblichen Geburt?, S. 108–111.

142 Thürmer-Rohr: Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Siehe auch Kapitel 5.2.1.

143 Windaus-Walser: Gnade der weiblichen Geburt?, S. 112–113.

144 Ebd., S. 112.

145 Ebd.

146 Ebd. Hervorhebung im Original.

147 Ebd., S. 113–114. Hervorhebungen im Original.

148 Gravenhorst/Tatschmurat: Töchter-Fragen.

149 Gravenhorst: Nehmen wir Nationalsozialismus und Auschwitz ausreichend als unser negatives Eigentum in Anspruch?

von Frauen im Nationalsozialismus über die »Macht der Mütter« zu analysieren.¹⁵⁰ Auf diesen konkreten Vorstoß wurde in den Repliken demnach auch nur am Rande eingegangen.¹⁵¹

Auf die Kritiken von Dorothea Schmidt und Karin Windaus-Walser haben Carola Sachse und Dagmar Reese mit einer umfangreichen Zusammenfassung der bis dahin erfolgten Frauenforschung zum Nationalsozialismus reagiert, aus der ich schon oben zitiert habe.¹⁵² In ihrer Erwiderung legten sie die verschiedenen Forschungszugänge und differenzierten Themen dar, derer sich seit den 1970er Jahren in diesem Feld angenommen worden war. Dabei räumten sie ein, dass tendenziell zu wenig zu Frauen in Konzentrationslagern geforscht wurde. Sie stellten fest: »Dort standen sich Frauen in extremen Positionen als Mordopfer und als Mörderinnen gegenüber«¹⁵³. Eine grundsätzliche Dichotomisierung von weiblichen Opfern und Täterinnen hießen sie jedoch nicht gut.¹⁵⁴

In ihrer Replik stellten Reese und Sachse außerdem kritisch heraus, dass die Sozialwissenschaftlerinnen Dorothea Schmidt und Karin Windaus-Walser an der Forschungsdiskussion unter Historikerinnen nicht oder nur wenig teilhatten und über eine »schmale Materialbasis, eine nur geringe Kenntnis der Materie«¹⁵⁵ verfügten. Sie vermuteten außerdem, dass die vorwurfsvolle Konzentration auf ausgewählte Publikationen, anhand derer die Kritikerinnen eine vermeintliche Fokussierung von ›Frauen als Opfer des Faschismus‹ in der Frauenforschung ausmachten, wiederum von (bewegungs-)politischen Motiven genährt wurde: Da Frauen inzwischen in ›Ämtern, Behörden und parlamentarischen Institutionen Politik mach[t]en‹¹⁵⁶, sei die Frage nach ›Täterinnen‹ als Korrektiv und Mahnung gestellt worden, um kritisch politisches Handeln von Frauen und ihre Beteiligung an machtvollen Strukturen zu adressieren. Dass eine differenziertere Sicht auf die »breitgefächerten Ansätze[n]« der NS-Frauenforschung scheinbar nicht möglich war, Kritikerinnen vielmehr von »dominannten Richtungen« und einer allgemeinen Tendenz in der Frauenforschung sprachen, fanden sie höchst erklärbungsbedürftig.¹⁵⁷ Sie sahen einen ersten Grund in der nicht gelungenen institutionellen Absicherung der Frauenforschung und der damit zusammenhängenden fehlenden Sichtbarkeit.¹⁵⁸ Außerdem sei der 50. Jahrestag der nationalsozialistischen Machtübernahme 1983 für die

¹⁵⁰ Windaus-Walser, Karin: Frauen im Nationalsozialismus. Eine Herausforderung für die feministische Theoriebildung, in: Gravenhorst/Tatschmurat: Töchter-Fragen, S. 59–72.

¹⁵¹ Meyer, Birgit: Brief an Lerke Gravenhorst, in: Gravenhorst/Tatschmurat: Töchter-Fragen, S. 135–140; Lauterbach, Hanna: »Aber dann hätten wir ja nur noch Verbrecherinnen...«. Kommentar zur Diskussion über den Anteil von Frauen am »Handlungskollektiv Deutschland«, in: Gravenhorst/Tatschmurat: Töchter-Fragen, S. 141–145.

¹⁵² Reese/Sachse: Frauenforschung zum Nationalsozialismus.

¹⁵³ Ebd., S. 83.

¹⁵⁴ Ebd., S. 73–74.

¹⁵⁵ Ebd., S. 76. Dagmar Reese ist zwar auch studierte Sozialwissenschaftlerin, gehört jedoch seit den späten 1970er Jahren zu den Pionierinnen der historischen Frauenforschung zum Nationalsozialismus.

¹⁵⁶ Ebd., S. 86.

¹⁵⁷ Ebd., S. 84. Zitate Reese/Sachse.

¹⁵⁸ Ebd. Dies beklagte auch Ute Frevert 1988, es fehle der bundesdeutschen Frauengeschichte an akademischen »Zentren und schulebildende[n] Institutionen«, Frevert: Bewegung und Disziplin, S. 245.

Forschung ›zu früh‹ gekommen, da zu diesem Zeitpunkt wichtige Studien noch nicht fertiggestellt waren und der Markt stattdessen »mit ›schnellen Büchern‹ bedient«¹⁵⁹ wurde. So bemängelten sie auch, dass Schmidt und Windaus-Walser die Bücher von Gerda Szepansky unter dem Segment der ›Frauenforschung‹ kritisierten, obgleich Szepanskys Bücher ›eher einem literarisch-journalistischen Genre als der Frauenforschung‹¹⁶⁰ zuzuordnen seien.

In Erweiterung und aufbauend auf diese Zusammenfassung und Richtigstellung von Reese und Sachse ist der 2007 erschienene Text von Susanne Lanwerd und Irene Stoehr zu nennen.¹⁶¹ Ausgehend von der Feststellung, dass vor allem die Frühphase der historischen Frauenforschung nach wie vor falsch eingeschätzt werde, hielte sich bis dahin ›hartnäckig eine dreiphasige Periodisierung der Frauen- und Geschlechterforschung zum Nationalsozialismus‹¹⁶². Diese war zuletzt durch die 2005 erschienene Publikation von Christina Herkommer aktualisiert worden, die die Entwicklung in der Frauenforschung als einen Dreischritt darstellte, die von der reinen Betrachtung von Frauen als Opfer des Nationalsozialismus sich zweitens Frauen als Täterinnen zugewandt habe, wonach erst in einem dritten Schritt zwischen beiden Positionen differenziert worden sei.¹⁶³ Irene Stoehr und Susanne Lanwerd bewerten diesen Dreischritt als ›holzschnittartig‹¹⁶⁴. Sie stellen außerdem heraus, dass Windaus-Walser in ihrer Kritik ›ganz selbstverständlich von einer Überschneidung von Frauenforschung und Frauenbewegung ausging‹¹⁶⁵ und verweisen auf die breite Diskussion über den Nationalsozialismus in verschiedenen Bewegungsmedien, nicht nur in der enger zu fassenden Frauenforschung. Damit meinen sie die Aushandlungsräume, die ich in dieser Arbeit als feministische Erinnerungskultur konzipiert habe, ohne dass sie dieser Feststellung analytisch nachgehen.

Die Überschneidung von Frauenbewegungs- und Frauenforschungsdebatten führte, wie die kritischen Bezugnahmen zeigen, zu erheblicher Reibung. In der zunehmenden Aufspaltung der Debattenräume und der Professionalisierung der Frauenforschung sehe ich einen weiteren Grund dafür, dass die Kritiken so harsch ausfielen und sich die Historikerinnen angegriffen zeigten und im Modus einer Rechtfertigung auf das breite Forschungsfeld verwiesen. Die ›ausdifferenzierten Ansätze‹ der Frauenforschung waren für Frauen, die keine Expertinnen in diesem Fachgebiet waren, nicht ohne weiteres sichtbar. Daneben standen die in der feministischen Erinnerungskultur diskutierten und ausgebreiteten Publikationen, Thesen und Geschichtsdeutungen, die einfacher zu greifen waren und schon längst einen populären Markt gefunden hatten, sich zudem mit öffentlichen, familiären und anderen Erinnerungsräumen von Erfahrungsgemeinschaften und Interessengruppen überschnitten.¹⁶⁶ Das Thema Nationalsozialismus ›gehörte‹ nicht den Historikerinnen allein, sondern hatte auch für nicht-forschende Femi-

159 Reese/Sachse: Frauenforschung zum Nationalsozialismus, S. 85.

160 Ebd., S. 76.

161 Lanwerd/Stoehr: Frauen- und Geschlechterforschung zum Nationalsozialismus.

162 Ebd., S. 22.

163 Herkommer: Frauen im Nationalsozialismus – Opfer oder Täterinnen?

164 Lanwerd/Stoehr: Frauen- und Geschlechterforschung zum Nationalsozialismus, S. 22.

165 Ebd., S. 23–24.

166 Letzteres habe ich in Bezug auf das Thema Widerstand in Kapitel 4.2 gezeigt.

nistinnen eine erinnerungskulturelle, biografische und identitätspolitische Bedeutung. Für die historische Frauenforschung hießen diese Kritiken, dass sie Impulse bekam, die sie auch aufnahm, wie die zahlreichen Tagungen und Veröffentlichungen in dem Bereich gegen Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre zeigen. Auf weitere wichtige Diskussionen gehe ich im Folgenden ein.

Historikerinnenstreit

Gisela Bock, zu diesem Zeitpunkt Professorin an der Universität Bielefeld, veröffentlichte 1989 einen Verriss des Buches »Mothers in the Fatherland. Women, the family and Nazi politics« von der US-amerikanischen Professorin an der Duke University, Claudia Koonz.¹⁶⁷ Die Rezension erschien in der historischen Fachzeitschrift *Geschichte und Gesellschaft*, in deren Herausgeber*innenkreis Gisela Bock zu diesem Zeitpunkt die einzige Frau war.¹⁶⁸ Diese Kritik von Bock erregte unter Frauenforscherinnen sehr viel Aufsehen, nicht nur wegen ihrer rhetorischen Schärfe und weil Bock Koonz eine Reihe von fachlichen Mängeln nachwies, sondern auch, da sie mitten in den oben ausgeführten Diskussionen über Antisemitismus und Opfer/Täterinnen erschien. Gisela Bocks 1986 veröffentlichte Studie zu »Zwangssterilisationen im Nationalsozialismus«¹⁶⁹ war selbst nicht unumstritten.¹⁷⁰ In die Reaktionen auf den Streit zwischen diesen zwei renommierten Historikerinnen mischte sich auch die Kritik an Bocks Ansätzen.

Beide Historikerinnen, Koonz und Bock, beschäftigten sich mit der Frage, welche Position Frauen im Nationalsozialismus eingenommen hatten. Gisela Bocks Arbeit lässt sich zugespitzt formuliert als Antwort auf die Annahme zusammenfassen, dass der Nationalsozialismus die Mutterschaft von Frauen ins Zentrum seiner Sozialpolitik gestellt habe und somit pronatalistisch gewesen sei. Bock wendet diese These in ihr Gegenteil und zeigt auf, dass die Bevölkerungspolitik im Kern antinatalistisch gewesen sei und sich in sexistischen und rassistischen Maßnahmen wie Zwangssterilisation konzentriert habe. Hiervon seien Frauen insbesondere betroffen gewesen. Die Historikerin Franka Maubach hat die Positionen im Historikerinnenstreit analysiert und fasst Bocks wie folgt zusammen:

»Mit ihrer Arbeit belegte Bock [...] dass und wie die Kategorie der Rasse die Geschlechterpolitik durchdrang und formte. Die wichtige These einer Dominanz von Rasse über Geschlecht barg indes die Gefahr einer zu weitgehenden Parallelisierung von den Opfern der Rassenpolitik mit den deutschen Frauen in ihrer Gesamtheit. Und weil Bock eine überzeugte Feministin der ersten Stunde war, erlag sie ihr auch und wurde dafür angegriffen. [...] Auch daran, dass Bock die Beteiligung derjenigen Frauen, die auf

¹⁶⁷ Koonz: *Mothers in the fatherland*.

¹⁶⁸ Bock, Gisela: Die Frauen und der Nationalsozialismus. Bemerkungen zu einem Buch von Claudia Koonz, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 15, H. 4 (1989), S. 563–579.

¹⁶⁹ Bock: *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus*.

¹⁷⁰ Karin Windaus-Walser hatte Bock unterstellt, »aus allen Frauen Opfer des Nationalsozialismus zu machen, um die Frage nach eigener Schuld und Verantwortung des weiblichen Geschlechts an der Massenvernichtung von Juden auf keinen Fall aufkommen zu lassen.«, Windaus-Walser: *Größe der weiblichen Geburt?*, S. 106.

der Täterseite die Politik der Zwangssterilisation mit umsetzen, lediglich als Anpassung an die männliche Disposition zum Rassismus definierte, zeigt sich ihrer Tendenz, Frauen auf der Opfer- und Männer auf der Täterseite zu verorten. Hinsichtlich der im System aktiven Fürsorgerinnen operierte sie mit dem fragwürdigen, aber zu dieser Zeit vielfach aufgegriffenen Modell weiblicher Mittäterschaft als Imitation des männlichen Täters, das Margarete Mitscherlich Mitte der 1980er Jahre psychoanalytisch zu fundieren versucht hatte.¹⁷¹

Die US-amerikanische Historikerin Claudia Koonz hingegen vertrat die These, dass Frauen im Nationalsozialismus durch ihr Wirken in einer weiblichen, vermeintlich privaten Sphäre (*separate sphere*) das System unterstützt haben und bezog hierbei auch die NS-Frauenorganisationen mit ein.¹⁷² Atina Grossmann fasste 1991 die gegenüberstehenden Positionen anhand der unterschiedlichen Auffassung von (potentieller) Mutterschaft beziehungsweise mütterlicher Fürsorge zusammen: »For Bock the crime of the Nazis was to deny women motherhood and to attack their motherly values; for Koonz it was to instrumentalize motherhood as a mobilizing tool.«¹⁷³ Dieser Streit um die Bedeutung von Mutterschaft, Mütterlichkeit und ihre soziale und politische Verortung im Verhältnis zum NS-Regime hatte schon wenige Jahre zuvor in der Diskussion um den *Courage*-Artikel von Irene Stoehr zur Politik des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF) eine entscheidende Rolle gespielt.¹⁷⁴ Der Streit zwischen Gleichheits- und Differenzfeminismus auf historischer Deutungsebene ging demnach auf anderer Ebene weiter.

Claudia Koonz reagierte erst 1992 mit einer Antwort in *Geschichte und Gesellschaft* auf Bocks vernichtende Kritik¹⁷⁵, wozu Bock wiederum eine Stellungnahme verfasste und diese mit »Ein Historikerinnenstreit?« überschrieb.¹⁷⁶ Anlehnend an den 1986 geführten »Historikerstreit« über die Einordnung des Nationalsozialismus und Holocaust in der Geschichte der Gewaltregime des 20. Jahrhunderts, schuf Bock somit selbst die Bezeichnung für ihre Auseinandersetzung mit Koonz über die Rolle von Frauen im NS-Regime. Dieser Streit ist schon an mehreren Stellen wiedergegeben und in die Genese der historischen Frauenforschung zum Nationalsozialismus eingeordnet worden.¹⁷⁷ So heben Irene Stoehr und Susanne Lanwerd hervor, dass die Diskussion für die Frauenforschung in vier Dimensionen über die einer schematischen Opfer-Täterinnen-Dichotomie hinausgewiesen habe: Bock und Koonz bezogen den »Differenz-Gleichheitsdiskurs in die NS-Forschung ein«, sie stellten den vermeintlichen Mutterkult des Nationalsozialismus infrage, sie fragten nach der Bedeutung und Verbindung von NS-Frauenorganisationen

¹⁷¹ Maubach, Franka: Konsensuales, kontroverses oder plurales Wissen?, S. 193–194.

¹⁷² Koonz: Mothers in the fatherland.

¹⁷³ Grossmann: Feminist Debates, S. 352.

¹⁷⁴ Siehe hierzu Kapitel 5.2.2.

¹⁷⁵ Koonz, Claudia: Erwiderung auf Gisela Bocks Rezension von »Mothers in the Fatherland«, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 18, H. 3 (1992), S. 394–399.

¹⁷⁶ Bock, Gisela: Ein Historikerinnenstreit?, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 18, H. 3 (1992), S. 400–404.

¹⁷⁷ Grossmann: Feminist Debates, S. 26–27; Herkommer: Frauen im Nationalsozialismus – Opfer oder Täterinnen?, S. 47–50; Maubach: Konsensuales, kontroverses oder plurales Wissen?, S. 186–189.

und ›ganz normalen Frauen‹ und sie thematisierten die »spezifisch nationalsozialistische Politisierung der ›Privatsphäre‹«.¹⁷⁸

In Bezug auf die feministische Erinnerungskultur zeigt der Historikerinnenstreit mehreres: Die persönliche Positionierung der Forscherinnen war ganz entscheidend und bedingte, welche Fragen sie aufwarfen. So verwies Atina Grossmann, die sowohl die westdeutsche Frauenforschung sowie die US-amerikanische gut kannte, auf die unterschiedlichen Positionen von Koonz mit ihren deutsch-jüdischen Wurzeln und Bock als Nachkommin der deutschen Täter*innengesellschaft.¹⁷⁹ Der Streit zeigt außerdem die Verflechtung von historischer Frauenforschung und theoretischem Feminismus auf, da Bock die Positionen von Koonz kritisch in die dominanten Strömungen im US-amerikanischen Feminismus einzuordnen suchte.¹⁸⁰ Die Reaktionen auf Bocks Buch selbst weisen darauf hin, wie virulent auf das Konzept der Mittäterschaft von Frauen im Kontext der NS-Geschichte Bezug genommen und dieses kritisiert wurde. Die selbst geschaffene Titelgebung »Historikerinnenstreit« zeigt, wie sich Akteurinnen der Frauenforschung auf gesellschaftliche und erinnerungskulturelle Debatten bezogen. Nicht zuletzt verweist der Streit auf die drängende Frage nach der Position und Handlungsfähigkeit von Frauen im Nationalsozialismus und die Innovationskraft feministischer Wissenschaft, die diese in Richtung der Erforschung von Handlungsräumen vorantrieb.¹⁸¹

Mehrere Tagungen wurden mit direkter oder indirekter Bezugnahme auf den ›Historikerinnenstreit‹ abgehalten und trieben die Forschung in diesem Feld voran.¹⁸² Sie griffen den Impuls auf, nicht nur über Frauen als Täterinnen, sondern auch als Opfer zu sprechen. Aus zwei Tagungen zu »Frauen als Opfer des Nationalsozialismus« (1989) und »Ortsbestimmung und Perspektivenwahl: Zur Täterschaft deutscher Frauen im Nationalsozialismus« (1991) ging ein Sammelband hervor, in den Theresa Wobbe mit einer Reflexion der Erinnerungsfähigkeit von und an Frauen einleitete. Damit bot sie eine schlüssige Erklärung dafür an, warum Feministinnen die ›wirklichen‹ Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung bisher so wenig in den Blick genommen hatten und sich stattdessen darauf konzentrierten, die Position von überwiegend deutschen, nicht-verfolgten Frauen zu diskutieren. Sie kam zu dem Schluss, dass die Erinnerungsfähigkeit von Feministinnen und Frauenforscherinnen an ein bestimmtes (semantisches) Bild von ›starken Frauen‹ geknüpft sei.¹⁸³ Für Frauenforscherinnen und Feministinnen sei eine »Skala von emanzipiert und konservativ [...] als Identifikationsskala zugleich ein Maßstab für die Bestimmung des Opferstatus von Frauen im Nationalsozialismus«¹⁸⁴ gewe-

178 Lanwerp/Stoehr: Frauen- und Geschlechterforschung zum Nationalsozialismus, S. 26. Zitate Lanwerp/Stoehr.

179 Siehe auch das lange Zitat von Grossmann in diesem Kontext zu Beginn von Kapitel 4.3 und Grossmann: Feminist Debates, S. 354.

180 Bock: Die Frauen und der Nationalsozialismus, S. 564–565.

181 Lanwerp/Stoehr: Frauen- und Geschlechterforschung zum Nationalsozialismus, S. 26–27; Heinsohn/Weckel/Vogel: Zwischen Karriere und Verfolgung.

182 Bridenthal/Grossmann/Kaplan: When Biology Became Destiny, S. 604.

183 Zur Kritik an der nationalsozialistischen Ästhetik der ›starken Frau‹, für die sich auch Feministinnen anfällig zeigten, siehe Kapitel 6.1.2.

184 Wobbe: Das Dilemma der Überlieferung, S. 28.

sen. Das heißt, sie gingen davon aus, dass sich Frauen in der Weimarer Republik emanzipiert hatten, und diese »frauenechtlerische[n] und sozialpolitische[n] Errungenschaften der Zwischenkriegszeit«¹⁸⁵ vom Nationalsozialismus zurückgedrängt worden seien. Dies habe die Konstruktion von »ganz normalen Frauen« als Opfer des NS-Regimes, das sie als aggressiv patriarchal begriffen, ermöglicht und nahegelegt. Damit sei der Opferbegriff schon auf »die Frauen« festgeschrieben worden und stand für die Opfer von Verfolgung und Holocaust nicht mehr zur Verfügung.¹⁸⁶ Für die Frauenforschung fielen diejenigen aus dem Blick, die sie schon in der Emanzipationserzählung der Weimarer Zeit – worin sie »starke« Frauen als berufstätige, sich am politischen Leben beteiligende Frauen imaginierten – nicht mitgedacht hatten.

»Die Geschichte von deutschen und nichtdeutschen jüdischen Frauen, von Sinti- und Roma-Frauen, von afro-deutschen Frauen, von als »asozial« und »minderwertig« definierten Frauen war für diese Konstruktion aus emanzipatorischer Sicht nicht maßgebend. Welche Geschichte hätte über sie im politischen Vokabular der feministischen Emanzipation erzählt werden können? Aus welchen politischen Bezügen wäre ein Gedächtnis dieser Frauen zu rekonstruieren gewesen?«¹⁸⁷

Diese Leerstelle in der Frauenforschung und in der feministischen Erinnerungskultur war gegen Ende der 1980er Jahre allzu offensichtlich geworden.

Veranstaltungen zu Antisemitismus und Rassismus

Im Historikerinnenstreit war es nur indirekt um den nationalsozialistischen Antisemitismus, seine Ursachen und Folgen in Form der NS-Massenverbrechen gegangen. Die Diskussion hatte sich auf die Rolle von Frauen, ihre Handlungsfähigkeit und Beteiligung oder Betroffenheit an Verbrechen fokussiert. Karin Windaus-Walser hatte die Nichtthematisierung von Antisemitismus in den Blick genommen und darauf hingewiesen, dass die Konzepte von Antisemitismus als »Männerkrankheit« (Mitscherlich) und »Mittäterschaft von Frauen« (Thürmer-Rohr) nicht nach den eigenen Motivationen von Frauen fragten.¹⁸⁸ Sie hatte diese Kritik in einem Umfeld formuliert, in dem Christina Thürmer-Rohrs zuerst 1983 veröffentlichten Konzept der Mittäterschaft mit großem Interesse unter Feministinnen diskutiert wurde.¹⁸⁹

Im Oktober 1988 veranstaltete Thürmer-Rohr, zu diesem Zeitpunkt Professorin für Erziehungswissenschaften an der Pädagogischen Hochschule in West-Berlin, eine Tagung zu »Mittäterschaft von Frauen«. Diese wurde von einem Frauenkollektiv von rund 50 ehemaligen und gegenwärtigen Studentinnen vorbereitet und erhielt großen Zulauf – rund 800 Frauen aus der gesamten Bundesrepublik nahmen teil.¹⁹⁰ Diese große Resonanz lässt darauf schließen, wie breit das Konzept der Mittäterschaft von Feministinnen

¹⁸⁵ Ebd.

¹⁸⁶ Ebd., S. 33.

¹⁸⁷ Ebd., S. 28.

¹⁸⁸ Windaus-Walser: Gnade der weiblichen Geburt?

¹⁸⁹ Thürmer-Rohr: Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung.

¹⁹⁰ Bollow, Uta: Eine Woche lang Theorie, in: Hamburger Frauenzeitung, H. 19 (1988), S. 29.

wahrgenommen und für diskussionswürdig erachtet wurde. Die *Hamburger Frauenzeitung* berichtete ausführlich in mehreren Ausgaben über das Thema.¹⁹¹ Die Anwendung dieses Konzepts auf Frauen im Nationalsozialismus wurde dabei zwar her- aber nicht herausgestellt.

Eine weitere wichtige Tagung fand im November 1989 in Bremen statt und titelte mit »Frauen und Rassismus«. (Ben) Maria Baader beschrieb, hier seien erstmalig marginalisierte Frauen nicht in der Minderheit gewesen und hätten sich entsprechend selbst-bewusst gegenüber den ›Mehrheitsfrauen‹ artikulieren können.¹⁹² Die Psychologin und Erziehungswissenschaftlerin Birgit Rommelspacher (1945–2015), die die Tagung mitorganisiert hatte, beschrieb sich und ihre Mitstreiterinnen im Rückblick als »naiv« und »ignorant«; sie hätten in der Vorbereitung der Tagung nicht reflektiert, dass sie als Organisatorinnen aus einer »Mehrheitsperspektive« gehandelt hätten.¹⁹³ Dies warfen die zahlreichen Teilnehmerinnen ihnen vor und forderten die persönliche Auseinandersetzung mit den eigenen diskriminierenden Verhaltensweisen ein.

Im Anschluss an die Tagung, die zwar von dieser krisenhaften Konfrontation geprägt war, jedoch produktive Entwicklungen anstieß, schlossen sich Rommelspacher und weitere Frauen in der AG Frauen gegen Antisemitismus zusammen. Die Gruppe verstand sich als Nachfolge des Schabbeskreises, war jedoch eher einer Studiengruppe, in der die Frauen theoretischer und akademischer zu den Themen Antisemitismus in der Frauenbewegung arbeiteten.¹⁹⁴ Die AG verstand sich als sehr divers, Debora Antmann stellt jedoch fest, dass die Mehrheit der Frauen deutsch, weiß und lesbisch waren, nicht-jüdisch und nicht-behindert. Diese erinnerten die Zusammenarbeit der Gruppe besonders positiv, während sich die Jüdinnen Jessica Jacoby und Laura Dämmig relativ früh aus der Gruppe zurückgezogen hätten.¹⁹⁵

1993 veröffentlichten zehn der 14 verbliebenen Frauen in dem feministischen Diskussionsjournal *beiträge zur feministischen theorie und praxis* den Artikel »Der Nationalsozialismus als Extremform des Patriarchats«¹⁹⁶. Darin formulierten sie eindeutig, dass sie sich sowohl mit Texten aus der Frauenforschung zum Nationalsozialismus auseinandersetzten, als auch mit Publikationen, »die eine breite Resonanz in der Öffentlichkeit gefun-

191 Die *Hamburger Frauenzeitung* weist konzeptionell große Ähnlichkeiten mit der 1984 eingestellten *Courage* auf, hatte aber nie ihre Reichweite. Mehrere Hamburger Frauen engagierten sich in den 1980er Jahren dafür, ein neues überregionales feministisches Magazin ins Leben zu rufen. Dieses Vorhaben wurde jedoch nie realisiert. Unterlagen dazu im Archiv des Hamburger Institut für Sozialforschung, Redaktionsarchiv der Hamburger Frauenzeitung, SBe 181 HFZ »historisch« 1981–, 3. Frauenzeitungstreffen in HH 1989; SBe 181, HFZ Protokollbücher Red.sitzg., 1983–1997; SBe 181, HFZ Briefwechsel (87–94), Frauenzeitungstreffen.

192 Baader: Zum Abschied, S. 89–90.

193 Zitate Rommelspacher, zitiert nach Antmann: Vom Vergessen und Erinnern, S. 104.

194 Ebd., S. 101–106.

195 Ebd., S. 106–108.

196 Frauen gegen Antisemitismus: Der Nationalsozialismus als Extremform des Patriarchats. Zur Leugnung der Täterschaft von Frauen und zur Tabuisierung des Antisemitismus in der Auseinandersetzung mit dem NS, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*, H. 35 (1993), S. 77–89. Außer diesem Artikel sind keine weiteren Materialien der Gruppe überliefert, so: Antmann: Vom Vergessen und Erinnern, S. 101.

den haben«¹⁹⁷. Der Text ist ähnlich wie die Schriften von Dorothea Schmidt und Karin Windaus-Walser, sie kritisierten ähnliche Schriften. Sie hoben aber insbesondere darauf ab, dass Antisemitismus von Frauen und jüdische Opfer nicht thematisiert worden seien und forderten einen neuen Opferbegriff ein.¹⁹⁸ Sie nahmen auch auf die Debatten über Antisemitismus in der feministischen Theologie Bezug. In diesem Feld gab es zeitgleich eine eigene Kontroverse über den theologisch fundierten Antisemitismus von Feministinnen, der zum Beispiel in der 1983 von evangelischen und katholischen Theologinnen gegründeten Zeitschrift *Schlangenbrut*, der einzigen Zeitschrift zur feministischen Theologie, ausgetragen wurde.¹⁹⁹ Auch dieser Teilaspekt der Antisemitismusdebatte erhielt viel Aufmerksamkeit und wurde mit Veranstaltungen wie die der Evangelischen Akademie Tutzing im Oktober 1988 beantwortet, die zum Thema »Nach dem Antijudaismus-Streit. Feminismus im Gespräch zwischen jüdischen und christlichen Frauen« auch den West-Berliner Schabbeskreis einluden.²⁰⁰ Auch die im Frühjahr 1993 abgehaltene Tagung vom Arbeitskreis am Jüdischen Institut für Erwachsenenbildung in Wien nahm alle diese Diskussionen mit auf und reflektierte sie in einer umfangreichen Konferenzschrift.²⁰¹

Birgit Rommelspacher forschte nach der Auflösung der AG Frauen gegen Antisemitismus weiter und verfasste eine sozialwissenschaftliche Studie darüber, wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen.²⁰² 1990 hatten auch Jessica Jacoby und Gotlinde Magiriba Lwanga, Mitglieder des zu diesem Zeitpunkt erst kürzlich aufgelösten Schabbeskreises, einen Text über Antisemitismus in der Frauenbewegung veröffentlicht.²⁰³ Darin kritisierten sie sowohl die Studie von Gisela Bock,²⁰⁴ als auch Christina Thürmer-Rohrs Konzept der Mittäterschaft von Frauen, das zu kurz greife, weil der männliche Täter immer die Voraussetzung für weibliche Mittäterschaft sei.²⁰⁵ Die Zielrichtung des Textes, Antisemitismus unter Feministinnen aufzuzeigen, kritisierte die Historikerin Johanna Gehmacher später. Eine Vermischung von historischer und gegenwärtiger Analyse von Antisemitismus hielt sie für nicht zielführend, denn:

»Die Frage nach Antisemitismus von Frauen in der Geschichte könnte dazu beitragen, sichtbar zu machen, daß Frauen nicht nur Opfer des Nationalsozialismus waren. Der Hinweis darauf, daß Frauen als Opfer des Nationalsozialismus dargestellt werden, genügt aber nicht, um gegenwärtigen Antisemitismus zu beschreiben.«²⁰⁶

197 Frauen gegen Antisemitismus: Der Nationalsozialismus als Extremform des Patriarchats, S. 77.

198 Ebd., S. 78.

199 Heine: Die feministische Diffamierung von Juden; Heschel: Konfigurationen des Patriarchats.

200 Programm und Teilnehmer*innenliste überliefert in: Schabbeskreis Berlin, Arbeitsmaterialien, FF-BIZ A Rep. 400 Berlin 20.6f Schabbeskreis 1–10, Mappe 3.

201 Kohn-Ley/Korotin: Der feministische »Sündenfall«?

202 Rommelspacher, Birgit: Schuldlos-schuldig? Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen, Hamburg 1995.

203 Jacoby, Jessica/Magiriba Lwanga, Gotlinde: Was »sie« schon immer über Antisemitismus wissen wollte, aber nie zu denken wagte, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Jg. 13, H. 27 (1990), S. 95–105.

204 Ebd., S. 99–100.

205 Ebd., S. 101–102.

206 Gehmacher: Feministische Geschichtsforschung, S. 148.

Gehmacher verwies damit auf die unterschiedlichen Diskussionsebenen von historischer Forschung und der Befassung mit gegenwärtigem Antisemitismus, die sich in den kritischen Texten wie dem von Lwanga und Jacoby bisweilen vermischten. Festzuhalten bleibt, dass sich Frauen in der Frauenbewegung mit Antisemitismus auseinandersetzen mussten, weil er präsent war – sowohl in der Interaktion als auch im erinnerungskulturellen Gespräch über die nationalsozialistische Vergangenheit.

Handfester (vor allem israelbezogener) Antisemitismus war auch Anfang der 1990er Jahre aus frauenbewegten Veranstaltungen nicht verschwunden. So schrieb eine Frau namens Michelle Jacobson in der *Hamburger Frauenzeitung* von ihren Erlebnissen während der »FrauenLesbenwoche« 1991.²⁰⁷ Im Rahmen einer Veranstaltung zu »Rassismus unter Feministinnen« hatte sie einen Workshop zu Antisemitismus anbieten wollen; während der Einführungsveranstaltung habe es jedoch eine Diskussion über Israel gegeben, in der mehrere der teilnehmenden Frauen Israels Politik gegenüber Palästinenser*innen explizit mit dem Holocaust verglichen. Die Autorin zeigte sich fassungslos und verletzt und habe ihre Veranstaltung daraufhin zurückgezogen.²⁰⁸

Auch nicht eindeutiger Antisemitismus wurde thematisiert. So kam die schon 1987 veröffentlichte Erzählung von Helke Sander »Telefongespräch mit einem Freund«²⁰⁹ im Zusammenhang mit den Antisemitismusdiskussionen 1989 in die Kritik. Sander hatte in einem Band von Kurzgeschichten auch eine Episode auserzählt, in der eine Frau im Gespräch mit einem Freund seine Erwartung zurückwies, ein Projekt eines »orthodoxen Juden« finanziell zu unterstützen. Sie würde lieber andere Projekte unterstützen und lehnte jüdische Orthodoxie ab. Die Figur des Freundes kritisierte ihre Haltung daraufhin und pochte auf die besondere Verantwortung von Deutschen nach dem Holocaust. In einem langen Monolog entfaltete die Figur »Frau K.« danach unterschiedliche Gedanken zur Bedeutung der NS-Verbrechen im Verhältnis zu anderen Menschheitsverbrechen wie Kolonialismus und damals aktuelle Gräuel in kriegerischen Konflikten. Dass sie gegenüber dem Freund, der das Gespräch abgebrochen habe, diese Gedanken nicht ausführen könne, bemängelte sie als »Denkverbot«: »Die Unvergleichlichkeit wurde allen derartig ritualisiert eingehämmert, daß der Zweifler schon in die Nähe derer rückte, die die Verbrechen begangen hatten. Die Unvergleichlichkeit war – von wem? – scheinbar ein für allemal festgesetzt und wirkte als Denkverbot.«²¹⁰

Der Text bleibt uneindeutig – war es Helke Sander selbst, die diese »abweichende Meinung« vorbrachte und sich nicht hemmen lassen wollte, über die Bedeutung des Holocaust und anderer Massentötungen und Gewaltverbrechen vergleichend nachzudenken? Oder entblätterte sie ein Spektrum an abwehrenden und relativierenden Argumenten und Bildern über »das Judentum«, die ihr aus ihrem eigenen Umfeld bekannt waren, um diese zu entblößen? In einem Gespräch über antisemitische Feindbilder unter Feministinnen konnte auch Schabbeskreis-Mitglied Gotlinde Magiriba Lwanga Sanders Erzählung nicht recht einordnen: »Auch wenn H. Sander das ironisch gemeint hat, was ich

²⁰⁷ Jacobson, Michelle: Antisemitismus. Blinder Fleck in der Rassismusdebatte, in: *Hamburger Frauenzeitung*, H. 30 (1991), S. 48–50.

²⁰⁸ Ebd., S. 50.

²⁰⁹ Sander, Helke: *Die Geschichten der drei Damen K.*, München 1987, S. 131–145.

²¹⁰ Ebd., S. 139.

beim besten Willen nicht erkennen kann, so beschreibt sie zumindest, wie so ein Feindbild unter Feministinnen aussehen kann.«²¹¹

In *Emma* erschien 1989 eine wütende und lange Reaktion einer jüdischen Leserin auf Sanders »Telefongespräch mit einem Freund«.²¹² Jael Geis-Norman hielt Sanders Text für ein »Sammelsurium von antisemitischen Stereotypen«²¹³, die sie Schritt für Schritt aufzeigte. Da sich die Autorin Sander von der Figur »Frau K.« »nirgends [...] distanziert«²¹⁴, richtete Geis-Norman ihre Kritik an die Autorin selbst. Dass es ein »Denkverbot« hinsichtlich des Holocaust gäbe, verneinte sie deutlich und verwies auf den Historikerstreit:

»Nicht erst Ernst Nolte hat 1986 mit dem Vergleichen begonnen, allenthalben wird seit Jahrzehnten der Holocaust benutzt und verglichen. Vergleichen ist in der BRD keineswegs verboten, und die Attitüde der Kämpferin gegen Denkverbote und Gehirnwäsche mehr als lächerlich. [...] Jemandem, der nicht bereit ist, hinzusehen, sondern mit dem Hinweis auf die Verbrechen in aller Welt, sich um die Implikationen der eigenen Geschichte drückt, soll ich die Sorge um billige Schuldzuweisungen und um die Wiederholbarkeit solcher Verbrechen abnehmen?«²¹⁵

Helke Sander antwortete auf diesen Text in der folgenden *Emma*-Ausgabe. Die »Unterstellungen« von Geis-Norman empfand sie als »abstrus«, sie habe vielmehr die Frage aufwerfen wollen, wer davon profitiere, den Holocaust als unvergleichbar zu tabuisieren.²¹⁶ Als »Profiteure« sehe Sander die christlichen Kirchen. In ihrem Text hatte sie herausgestellt, dass es gesellschaftlich unhinterfragt sei, dass die Kirchen in Kontinuität weiterwirkten, obwohl sie historisch für die Verfolgung Andersgläubiger verantwortlich und bei der Kolonialisierung der außereuropäischen Welt beteiligt gewesen seien, der Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren.²¹⁷ In »Telefongespräch mit einem Freund« hatte die Figur »Frau K.« gefragt: »Wieviel Jahre genau müssten vergangen sein, um den Unterschied zwischen ›unseren‹ Verbrechen, an denen du, mein Freund, und ich, K., auch nicht beteiligt waren, und den Verbrechen aus lange vergangenen Jahrhunderten herauszuarbeiten?«²¹⁸

Sander verfolgte demnach das Ansinnen, auch andere historische und damals gegenwärtige Verbrechen in den Blick zu nehmen und sich – oder die jeweiligen Verantwortlichen – zur Auseinandersetzung und Rechenschaft zu zwingen. Was sie dabei außer Acht ließ, ist die Bedeutung der nationalsozialistischen Verbrechen für die damalige

²¹¹ Rommel, Iris: Sehen Lernen. Interview mit Frauen aus dem Berliner Schabbes-Kreis, in: Hamburger Frauenzeitung, H. 22 (1989), S. 44–47, hier: S. 45.

²¹² Geis-Norman, Jael: Frau S. und Frau K., in: *Emma*, H. 4 (1989), S. 46–47.

²¹³ Ebd., S. 46.

²¹⁴ Ebd.

²¹⁵ Ebd., S. 47.

²¹⁶ Sander, Helke: Frau S. reagiert. Helke Sander ist sauer auf Jael Geis-Normann und Emma, in: *Emma*, H. 5 (1989), S. 44. Auch die Verlegerin des Erzählungen-Bandes verteidigte Sander in einer Stellungnahme: Kunstmänn, Antje: Ein Brief von Frau K. Auch die Verlegerin Antje Kunstmänn übt Kritik an Geis-Normans Kritik, in: *Emma*, H. 5 (1989), S. 44.

²¹⁷ Sander: Die Geschichten der drei Damen K., S. 144.

²¹⁸ Ebd.

Gesellschaft und dass in dieser noch die Opfer und Täter*innen und ihre direkten Nachkommen lebten. Diese Perspektive zog Sander weder in ihrem Text noch in der kurzen Replik auf Geis-Normans Kritik in ihre Überlegungen mit ein. Diese Ignoranz steht in einer Kontinuität der Nicht-Beachtung jüdischer Identitäten und Positionen in der feministischen Erinnerungskultur, wie ich schon zuvor herausgearbeitet habe.²¹⁹

Deutlich anders lesen sich im selben Zeitraum veröffentlichte Artikel in der feministischen Zeitschrift *Emma* über jüdische Perspektiven und Identitäten. Das Magazin – spätestens seit Einstellen der *Courage* 1984 stand *Emma* in der bundesdeutschen Medienlandschaft für ›die‹ Frauenbewegung – orientierte sich deutlich wahrnehmbar an der öffentlichen Erinnerungskultur und weniger an den Diskussionen in den feministischen Fachmedien. Das zeigt eine Artikelreihe zur nationalsozialistischen Judenverfolgung und zu Jüdinnen anlässlich des Jahrestages des Novemberpogroms 1988. Die Reihe startete mit einem langen Artikel zur nationalsozialistischen Judenverfolgung. Die Autorin Viola Roggenkamp entfaltete ein mehrseitiges Portrait über deutsche jüdische Frauen wie Rahel Varnhagen, Hedwig Dohm, Bertha Pappenheim und Alice Salomon.²²⁰ Sie beschrieb auch das Engagement des Jüdischen Frauenbunds und seiner (ehemaligen) Akteurinnen, die zusammen mit der jüdischen Gemeinde versucht hatten, das Leben von als jüdisch Verfolgten im Nationalsozialismus zu erleichtern und zu retten, bis sie selbst von den Nationalsozialisten deportiert und ermordet worden waren. Den Artikel illustrierten großformatige historische Bilder, die Täter*innen und Opfer explizit benannten und gegenüberstellten. So lautete eine Bildunterschrift »Die ›Herrenrasse‹: Frauen waren nicht nur Opfer, sie waren auch Täterinnen. KZ-Wärterinnen in Bergen-Belsen.«²²¹, eine andere: »Die Opfer: beraubt ihrer seelischen und körperlichen Integrität. Jüdinnen im KZ Bergen-Belsen.«²²²

Auf diesen Artikel folgte der Bericht von Ingrid Strobl über das Novemberpogrom von 1938.²²³ Strobl leitete den Artikel mit der Geschichte der polnischen Familie Grynszpan ein. Deren Sohn verübte aus Verzweiflung über die Deportation seiner Eltern und Geschwister in das deutsch-polnische Grenzgebiet, wo Tausende unter schlimmsten Bedingungen ausharren mussten (die sogenannte ›Polenaktion‹), in Paris ein Attentat auf einen deutschen Diplomaten. Dieses Attentat nahm das NS-Regime als Vorwand, um das Pogrom durchzuführen. Strobl erzählte danach das Schicksal einer Familie Cohn, die in Berlin von SA-Männern brutal misshandelt wurde. Sie schloss ihren Artikel mit einer Darstellung der Judenverfolgung im nationalsozialistischen Österreich ab April 1938. Diese beiden Berichte sind nach der 1979 veröffentlichten Reportage über die beiden jüdischen Frauen, die zum Majdanek-Prozess nach Düsseldorf gereist waren, die ausführlichsten und längsten in der feministischen Öffentlichkeit über die nationalsozialistische Judenverfolgung. Hervorzuheben ist der journalistische Reportage-Stil. Die Autorinnen ließen in diesen Texten die als jüdisch Verfolgten als

219 Siehe dazu insbesondere Kapitel 5.1.

220 Roggenkamp, Viola: Jüdinnen, in: *Emma*, H. 10 (1988), S. 32–43.

221 Ebd., S. 39.

222 Ebd., S. 40.

223 Strobl, Ingrid: Kristallnacht, in: *Emma*, H. 10 (1988), S. 44–47.

handelnde Personen auftreten, sie beschrieben ihre Anliegen, ihre Handlungsräume und was nationalsozialistische Täter*innen ihnen angetan hatten.

Ähnlich angelegt ist die ausführliche Reportage von Viola Roggenkamp über »Jüdinnen heute« im Folgeheft, das mit diesem Thema sogar titelte.²²⁴ Sie berichtete über verschiedene jüngere jüdische Frauen, die sich selbst als Deutsche oder als Israelin bezeichneten. Anhand der unterschiedlichen Biografien verwies Roggenkamp auf verschiedene Familienbiografien, Flucht- und Migrationsgeschichten. Sie hob hervor, dass diese ebenso wie die Herkunft dieser Frauen auch ihre persönlichen, politischen oder religiösen Identitäten nicht zu vereinheitlichen seien. Roggenkamp fragte treffend: »Woran kann man eine Jüdin, einen Juden erkennen? An nichts.«²²⁵ Sie stellte auch Überlegungen zu dem Schweigen der Jüdinnen*Juden in Deutschland nach 1945 auf und führte dies unter anderem auf die Enttäuschung zurück, dass zum Beispiel das Anzeigen von NS-Verbrechen nach dem Krieg kaum zu Konsequenzen für die Täter*innen geführt habe.²²⁶ Roggenkamp resümierte auch die geschichtspolitischen und erinnerungskulturellen Debatten der 1980er Jahre, in denen Jüdinnen*Juden sich öffentlich unterschiedlich positioniert hätten.²²⁷ Im Hinblick auf die autonome Frauenbewegung kam sie jedoch zu der Einschätzung, dass es nur wenige jüdische Frauen in ihr gäbe, die dann auch oftmals ihre Identität verschwiegen. Den West-Berliner Schabbeskreis nannte sie »allererste zaghafte Anfänge«²²⁸ einer Bewusstwerdung von jüdischen Frauen in der autonomen Frauenbewegung. Zu ihrer eigenen Bewusstwerdung äußerte sich Roggenkamp, eine »Emma-Autorin der ersten Stunde« in einem weiteren Artikel mit dem Titel »Schweigen«.²²⁹ Sie schrieb hier erstmals ausführlich über ihre eigene jüdische Identität. Nachdem sie es jahrelang vermieden hatte, sich als Jüdin erkennen zu geben, habe dies nun eine große Wichtigkeit für sie erhalten:

»Heute frage ich Freundinnen, [...] was ihre Eltern zwischen 1933 und 1945 gemacht haben. Ich muß es wissen, sonst habe ich keine Ruhe und kein Vertrauen. Fast immer bekomme ich zunächst zur Antwort: ›Mein Vater war in Kriegsgefangenschaft.‹ Die Antwort ist absurd, denn das war nach 1945. Ich vermute, sie kommt wegen des Wortes ›Gefangenschaft‹. Aus dem Täter-Vater wird ein Opfer-Vater.«²³⁰

So wie die Frauen aus dem Schabbeskreis spürte auch Roggenkamp die abwehrenden Reaktionen von ihren nicht-jüdischen Gesprächspartner*innen. Sie bedienten sich nicht nur deutscher Opfernarrative wie der Kriegsgefangenschaft des Vaters, sondern stellten Roggenkamps Anliegen, über den Nationalsozialismus und Holocaust zu sprechen, grundsätzlich infrage: »Ich sei überempfindlich. Ich könne die Vergangenheit nicht ru-

²²⁴ Roggenkamp, Viola: Jüdinnen heute, in: Emma, H. 11 (1988), S. 32–37.

²²⁵ Ebd., S. 34.

²²⁶ Ebd., S. 35.

²²⁷ Ebd., S. 36.

²²⁸ Ebd., S. 37.

²²⁹ Roggenkamp: Schweigen, S. 45. Zu Viola Roggenkamp siehe auch die biografischen Informationen in Kapitel 5.1.3.

²³⁰ Ebd.

hen lassen und nicht verzeihen. Ich erregte mich überhaupt zu sehr«²³¹. Ganz ähnlich äußerte sich die Politikerin Barbara von Sell im Interview mit Alice Schwarzer, das auch Teil der Artikelreihe über »Jüdinnen« war.²³² Die 1934 Geborene hatte mit ihrem Bruder in einem Versteck in Berlin überlebt, während der Vater als jüdisch Verfolgter 1942 im Zuchthaus Brandenburg-Görden ermordet worden war. Als SPD-Politikerin und engagierte Frauenrechtlerin war sie 1975 in Nordrhein-Westfalen die bundesweit erste Frauenbeauftragte. Sie erzählte ebenso wie die Autorin Viola Roggenkamp, dass ihre jüdische Identität und die Verfolgungsgeschichte ihrer Familie sie immer daran gehindert hatten, sich zugehörig zu fühlen.²³³

Alice Schwarzer schloss diese Artikelreihe mit einem Essay zum Verhältnis zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Deutschen. Sie machte die unterschiedlichen Positionierungen von Kindern der Täter*innen oder Nicht-Verfolgten und von als jüdisch Verfolgten deutlich: Während sie sich über Antisemitismus empören könne, müsse ihre Freundin und Kollegin Viola Roggenkamp Angst davor haben. Dies sei ein »gewaltiger«²³⁴ Unterschied: »Auschwitz lebt. In uns beiden. In den überlebenden Opfern und Tätern. Und in deren Kindern und Kindeskindern. Das Verhältnis zwischen Juden und nichtjüdischen Deutschen ist darum nicht ›normalisierbar‹. Denn die Vergangenheit ist keine. Sie ist Gegenwart.«²³⁵ Wiederholt verwies Schwarzer auf ihr Aufwachsen in einer »antifaschistischen Familie«, die ihr Kenntnis von der nationalsozialistischen Judenverfolgung vermittelte habe.²³⁶ Schwarzer nannte es »beschämend«, dass es in der Bundesrepublik nun die Kinder der ehemals Verfolgten seien, die das Schweigen brachen und nicht die Kinder der Täter*innen: »Wir haben alle zu lange geschwiegen.«²³⁷

Diese *Emma*-Reihe wirkt ganz anders als die Diskussionen über Antisemitismus in den feministischen Fach- und Bewegungsmedien. Hieran wird die Pluralisierung und Aufspaltung von Diskussionsräumen deutlich. Zwar verwies Viola Roggenkamp noch auf den West-Berliner Schabbeskreis²³⁸, doch die Portraiturei jüdischer Frauen, die teilweise Personen mit öffentlichen Ämtern waren, zeigt die Bezugnahme der *Emma* auf die breite Öffentlichkeit. Diese Ausrichtung der Zeitschrift war in ihrer Gründung schon angelegt, wurde mit der Abnabelung von feministischen Wissenschaftskreisen jedoch immer deutlicher. Die spezialisierten Fachdebatten in den sich professionalisierenden feministischen Wissenschaftskreisen nahm *Emma* nicht auf. Umgekehrt waren viele der in den pluralen Diskussionsorten und -medien geführten Debatten auch nicht mehr angeschlussfähig an eine breite feministische Bewusstseinsbildung. Diese Veränderung der feministischen Öffentlichkeit kritisierten Barbara Holland-Cunz und Regina Dackweiler 1991 als »entpolitisiert und refeudalisiert«²³⁹; »Öffentlichkeit wird nicht mehr kollek-

²³¹ Ebd.

²³² Sell, Barbara von/Schwarzer, Alice: Dazwischen, in: *Emma*, H. 11 (1988), S. 42–43.

²³³ Ebd., S. 42.

²³⁴ Schwarzer, Alice: Wir, in: *Emma*, H. 11 (1988), S. 46–47, hier: S. 46.

²³⁵ Ebd. Die folgenden Zitate: ebd., S. 47.

²³⁶ Siehe auch Kapitel 5.1.2 und 5.1.3.

²³⁷ Schwarzer: Wir, S. 47. Zitate Schwarzer.

²³⁸ Roggenkamp: Jüdinnen heute, S. 37.

²³⁹ Dackweiler/Holland-Cunz: Strukturwandel feministischer Öffentlichkeit, S. 106.

tiv, sondern exklusiv hergestellt.«²⁴⁰ *Emma* trug jedoch dazu bei, die unterschiedlichen Identitäten und Positionierungen von Frauen herauszuarbeiten, und beteiligte sich an der öffentlichen Erinnerungskultur, die in den 1980er Jahren verstärkt die nationalsozialistischen Verbrechen und Folgen für ihre Opfer thematisierte.

Auf das Novemberpogrom rekurrerten auch Schwarze Feministinnen. Das weist auf die erinnerungskulturelle Bedeutung dieses Jahrestags 1988 hin und zeigt, dass sie sich diesen rassismuskritisch aneigneten. Im Kontext der Wendejahre 1989 und 1990 erstarkten nationalistische Symbole und rassistische Gewalttaten nahmen zu.²⁴¹ Diese gesellschaftliche Realität stand im Spannungsverhältnis zu einer Gedenkkultur, die im Modus eines »Nie wieder« an die im Nationalsozialismus begangene Gewalt erinnerte. Auf dieses Spannungsverhältnis wies die afro-deutsche Lyrikerin und Aktivistin May Ayim in ihrem 1992 geschriebenen Gedicht »deutschland im herbst« hin. Darin zog sie unter der Frage »schon wieder?« eine Linie vom Novemberpogrom 1938 bis zur rassistischen Ermordung des gebürtigen Angolaners Amadeu Antonio durch Neonazis im November 1990.²⁴² Auch Barbara Walker thematisierte in dem Gedicht »Fifty Years After«, das 1989 in der Zeitschrift *Afreakete* veröffentlicht und ins Deutsche übersetzt wurde, das Novemberpogrom und die gesellschaftliche Erinnerung an die begangenen Gewalttaten und fragte nach der gegenwärtigen und zukünftigen Verantwortung: »and Tomorrow?«.²⁴³ Schwarze Feministinnen wurden damit zu kritischen Beobachterinnen der öffentlichen Erinnerungskultur zum Nationalsozialismus und rangen um ihre eigene Sichtbarkeit und Betroffenheit.

6.2.2 Der Film »BeFreier und Befreite« (1992) – kontrovers diskutierter Blick auf weibliche Opferschaft im Krieg

Im Februar 1992 wurde der Film »BeFreier und Befreite«²⁴⁴ auf dem Filmfestival Berlinale uraufgeführt. Der Dokumentarfilm besteht aus zwei Teilen und insgesamt 203 Filmminuten und thematisiert die Vergewaltigungen von Frauen im Zweiten Weltkrieg. Regisseurin des Films ist die feministische Aktivistin und Filmemacherin Helke Sander, die 1989 wegen ihrer Erzählung »Telefongespräch mit einem Freund« (1987)²⁴⁵ kritisiert worden war, in dem sie Gedanken zur Vergleichbarkeit und vermeintlichen ›Denkverboten‹ über den Holocaust entfaltet hatte (siehe oben).

Sander war zu diesem Zeitpunkt Professorin an der Hochschule für bildende Künste Hamburg. 1968 hatte sie mit ihrer Rede bei der Delegiertenkonferenz des Sozialis-

²⁴⁰ Ebd.

²⁴¹ Beachtenswert ist auch das Gedicht von Audre Lorde über rassistische Gewalttaten und das Gefühl der Gefahr »wenn du Schwarz bist in Berlin« mit dem Titel »Ost Berlin Dezember 1989«, Lorde, Audre: Ost Berlin Dezember 1989, in: Hügel u.a.: Entfernte Verbindungen, S. 223.

²⁴² Ayim, May: blues in schwarz weiss & nachtgesang. Gedichte, Münster 2021, S. 76–77. Erstveröffentlicht in: dies.: blues in schwarz weiss. Gedichte, Berlin 1995.

²⁴³ Walker, Barbara: Fifty Years After, in: Afreakete – Zeitung für afro-deutsche und schwarze Frauen, H. 5 (1989), S. 30.

²⁴⁴ Sander: BeFreier und Befreite.

²⁴⁵ Sander: Die Geschichten der drei Damen K., S. 131–145.

tischen Deutschen Studentenbund (SDS), auf den der berühmte ›Tomatenwurf‹ folgte, den Startschuss für die neue Frauenbewegung gegeben.²⁴⁶ Seitdem hatte sie mehrere aktivistische Gruppen und Projekte gegründet, zahlreiche Filme realisiert und 1972 bis 1981 die erste feministische Filmzeitschrift *frauen und film* gegründet und geleitet.²⁴⁷ Frauengeschichte und die Geschichte des Nationalsozialismus standen nie ganz oben auf ihrer Themenliste. Umso bemerkenswerter ist es, dass sie sich in dieser Phase, Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre, verstärkt damit auseinandersetzte. Das war vermutlich auch dem erinnerungskulturellen ›Boom‹ der 1980er Jahre geschuldet. Sander hatte sich vor allem für die Entlastung von Müttern, für sichere Abtreibung und Verhütungsmittel und für den Schutz vor Gewalt engagiert.²⁴⁸ Das Thema Gewalt gegen Frauen habe sie jedoch auch auf historische Gewalttaten aufmerksam werden lassen, wie sie in dem Begleitband zum Film reflektierte. Sander beschrieb, dass die feministische Bewegung es ihr ermöglicht habe, sich mit dem Thema der Vergewaltigungen im Zweiten Weltkrieg zu befassen:

»Mitte der siebziger Jahre gab es anlässlich vergewaltigter und anschließend ermordeter Frauen die ersten Demonstrationen gegen sexuelle Gewalt. Damit haben Frauen zum erstenmal in größerem Maßstab das Schweigen zu Gewalterfahrung aufgekündigt, das ihre Mütter, die in weit größerem Ausmaß davon betroffen waren, noch wahrten. Die Töchter wußten normalerweise nichts von den Erfahrungen der Mütter. Das Stigma, Opfer sexueller Aggression zu sein, wurde zum erstenmal abgewehrt und umgemünzt in einen Angriff auf die Täter und in eine Analyse der Verhältnisse, die sexuelle Gewalt möglich machen. Seitdem ist die Diskussion nicht mehr abgerissen. Dieser Hintergrund war für meine Arbeit an diesem Film wichtig.«²⁴⁹

Die feministische Anklage der (zeitgenössischen) Täter – im Sinne einer ›starken‹ Opferposition – und die Systemkritik waren die feministischen Antworten auf sexuelle Gewalt gegen Frauen. Sander verweist hier außerdem darauf, dass die Müttergeneration über die Vergewaltigungserfahrungen nicht gesprochen habe. Dies gliedert sich in das lange Schweigen zwischen den Generationen ein, das auch in vielen Familien herrschte.²⁵⁰

Für Helke Sander waren neben den Impulsen aus der feministischen Bewegung noch zwei weitere Faktoren sehr wichtig: Erstens die Begegnung und das Gespräch mit älteren Frauen, die Vergewaltigungen erlebt hatten, und zweitens die eigenen Erinnerungen und das Miterleben des Zweiten Weltkriegs als Kind. Helke Sander ist 1937 geboren und hat konkrete Erinnerungen an den Mai 1945, als sie mit ihrer Mutter und zahlreichen anderen Frauen »einige Tage« in einem Evakuierungszug lebte, der schlussendlich im tschechischen Karlsbad stehengeblieben sei.²⁵¹ Sie hat außerdem Erinnerungen daran, wie sowjetische Soldaten Frauen aus diesem Zug geholt hatten und dass die Frau-

²⁴⁶ Siehe Kapitel 2.

²⁴⁷ Die Zeitschrift erscheint bis heute, vgl. URL: <https://frauenundfilm.de/> (04.11.2023).

²⁴⁸ Zur Gründung der Kinderladenbewegung durch Helke Sander, siehe Kapitel 2.1.2.

²⁴⁹ Sander, Helke: Erinnern/Vergessen, in: dies./Barbara Johr (Hg.): Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder, München 1992, S. 9–20, hier: S. 10.

²⁵⁰ Siehe hierzu unter anderem Kapitel 4.1 und 4.3.

²⁵¹ Sander: Erinnern/Vergessen, S. 10. Zitat Sander.

en voller Angst diskutierten, ob es schlimmer sei, von einem »Russen« oder von einem Schwarzen Soldaten vergewaltigt zu werden.²⁵² Durch ein Gespräch mit einer älteren Nachbarin in den 1960er Jahren seien diese Erinnerungen wieder in ihre aktiviert worden. Eine »Frau G.«, die Sander und ihre Wohngemeinschaft regelmäßig bei der Polizei »als Kommunist*innen« angezeigt habe, wofür Helke Sander sie zur Rede stellen wollte, erzählte ihr in diesem Zusammenhang, »daß sie siebenmal von Russen vergewaltigt worden sei und daß alle anderen, 1945 in diesem Haus wohnende Frauen das gleiche erlebt hätten«²⁵³. Da der Frau nachgesagt wurde, dass sie »in der Nazizeit Blockwartin und De-nunziantin gewesen sei«, hätten Sander und ihre Mitbewohner*innen sie »gehasst« und sogar gesagt »daß ihr recht geschehen sei«.²⁵⁴ Sander habe sich jedoch seitdem gefragt, »ob Greuel mit Greueln vergolten oder aufgehoben werden können«²⁵⁵.

Der Film »BeFreier und Befreite« ist von mehreren Anliegen der Regisseurin getragen. Erstens sollten die erlebten Verbrechen von ihren Opfern selbst erzählt werden können. Zweitens sollte das Ausmaß der zahlreichen Vergewaltigungen deutscher Frauen zu Kriegsende bestimmt und die besondere historische Situation analysiert werden. Und drittens fragte Helke Sander grundsätzlich danach, warum die Männer der alliierten Armeen überhaupt Frauen vergewaltigt hatten. Der Film basiert ganz wesentlich auf der Präsenz von Helke Sander selbst. Sie leitet als Erzählerin und Interviewerin durch die verschiedenen Szenerien, ist Kommentatorin und Fragende. In »BeFreier und Befreite« treten zahlreiche Gesprächspartner*innen auf. Helke Sander sprach mit mehreren Frauen in Berlin – die Stadt ist der erklärte geografische Schwerpunkt ihrer dokumentarischen Untersuchung – die selbst Vergewaltigungen erlebt hatten. Sie sprach auch mit ehemaligen Angehörigen der sowjetischen Armee, sowohl mit Männern als auch Frauen, im heute belarussischen Minsk. Diese Gespräche sind inhaltlich sehr unterschiedlich; einige sagten, von Vergewaltigungen nichts mitbekommen zu haben. Andere bestätigten diese als allgemein bekannt und versuchten sich an Erklärungen – über Rache für die deutschen Gewalttaten im Osten bis zu der Idee, sowjetische Soldaten wollten sich bewusst mit Geschlechtskrankheiten anstecken, um aus dem Armeedienst entlassen zu werden.

Sander sprach auch mit der Schauspielerin Hildegard Knef (1925–2002), die als junge Frau in Berlin gelebt hatte und sich nach eigener Aussage als Mann verkleidet zum sogenannten Volkssturm einziehen ließ, um den Vergewaltigungen zu entgehen. Auch die jüdische Holocaust-Überlebende Inge Deutschkron (1922–2022), die sich mit ihrer

252 Ebd. Diese Erfahrung teilt sie mit der 1940 geborenen Filmemacherin Helma Sanders-Brahms, siehe Kapitel 4.3.2. Diese rassistischen Feindbilder gehen auf eine schon seit dem deutsch-französischen Krieg und dem Ersten Weltkrieg etablierte Propaganda zurück. Im Kontext seiner rassistischen Bevölkerungsideologie schürte der Nationalsozialismus auch die Angst vor Vergewaltigungen. Dazu: Przyrembel, Alexandra: »Rassenschande«. Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus, Göttingen 2003; Wigger, Iris: Die »Schwarze Schmach am Rhein«. Rassistische Diskriminierung zwischen Geschlecht, Klasse, Nation und Rasse, Münster 2007; Hund, Wulf D.: Wie die Deutschen weiß wurden. Kleine (Heimat)Geschichte des Rassismus, Stuttgart 2017, S. 115–148.

253 Sander: Erinnern/Vergessen, S. 9.

254 Ebd. Zitate Sander.

255 Ebd.

Mutter in Berlin versteckt gehalten hatte und so der Deportation entkommen war, trat in »BeFreier und Befreite« auf und las eine Passage aus ihrem autobiografischen Buch »Ich trug den gelben Stern« (1978)²⁵⁶ vor. Darin ging es um ihre bedrohlichen Erlebnisse mit sowjetischen Soldaten. Sander sprach auch mit Ärztinnen, Historiker*innen und einem Statistiker. Sie trat dabei als insistierend Fragende auf, die den Erinnerungen und Angaben ihrer Interviewpartner*innen auf den Grund ging und nachhakte. In den Gesprächen wird deutlich, wie schwer es vor allem den älteren Frauen fiel, die Ereignisse und Taten präzise in Worte zu fassen. Auf der auditiven Ebene dominieren über weite Strecken des Filmtextes die Fragen Sanders und die Erzählungen der Frauen. Sie werden auf visueller Ebene durch zahlreiche historische Filmaufnahmen und Fotografien ergänzt. Diese zeigten vielfach den Einmarsch der alliierten Armeen, vor allem die Situation im kriegszerstörten Berlin, aber auch Fotografien aus den von Deutschen besetzten Gebieten und ihre Gewalttaten gegen die Zivilbevölkerung. Diese Aufnahmen ergänzte Sander durch Ausschnitte aus Aufklärungsfilmen über Sexualhygiene für die US-Armee und aus deutschen Wochenschauberichten.

Sander inszenierte außerdem die Situation eines Gruppengesprächs. Mehrere ältere Männer und Frauen sahen sich gemeinsam mit Helke Sander und der Historikerin Barbara Jöhr die Interviews, die sie in Minsk geführt hatte, und auch anderes Filmmaterial an. Die Teilnehmenden kamen anhand des Gezeigten über ihre Erlebnisse ins Gespräch. Die Frauen hatten oftmals selbst Vergewaltigungen erlebt, die Männer diese als Jungen, die sie damals waren, in der Nachbarschaft oder in der eigenen Familie beobachtet. An wenigen Stellen bezog Sander explizit die Gegenwart mit ein. So spielte sie der Gruppe auf einem Bildschirm eine Szene vor, die einen Mann zeigt, der in Anwesenheit von Frauen über ihre Körper urteilte wie über Objekte: »Das Original war noch besser als das Foto.«²⁵⁷ Im Begleitband steht, dies sei ein »TV-Bericht über den Handel mit Polinnen.«²⁵⁸ Dieser Kniff von Sander macht auf relativ schlichte Weise deutlich, worum es ihr intentional ging: Männer sehen Frauen als ihr Eigentum, das durch Vergewaltigungen beschädigt wird. Diese Aussage traf auch die Ärztin Frau Dr. Lutz im Gespräch mit Sander, die 1945 im baden-württembergischen Freudenstadt die Behandlung von vergewaltigten Frauen vorgenommen hatte.

Der zweite Teil des Films beginnt mit den Interviews von Wiltraud Rosenzweig und (etwas später) Konrad Jahr, deren Mütter vergewaltigt und daraufhin mit ihnen schwanger geworden sind. Damit erweiterte Sander die Perspektive der Betroffenen. Nach den Opfern selbst und den Beobachter*innen oder Mitwisser*innen sowie den Expert*innen kamen diese Kinder aus Vergewaltigungen als weitere Gruppe hinzu. Sie erzählten von den zerrütteten Verhältnissen zu ihren Müttern und was die Ungewissheit über den eigenen Vater für ihr Leben bedeutete.

Eine immer wiederkehrende Frage in den Interviews ist die nach der Motivation der Täter. Bot der Krieg schlicht die Gelegenheit, eine gewalttätig veranlagte männliche Sexualität auszuleben? Oder waren die sowjetischen Soldaten von Racheglüsten getrieben, da sie – so ein ehemaliger Offizier im Interview mit Sander – zahlreiche Fotogra-

256 Deutschkron, Inge: Ich trug den gelben Stern, Köln 1978.

257 Sander/Jöhr: BeFreier und Befreite, S. 172.

258 Ebd.

fien von Schändungen sowjetischer und polnischer Frauen durch deutsche Soldaten und SS-Angehörige gesehen hatten? Im Begleitband zum Film schrieb Sander: »Die Schwierigkeit liegt darin, das Einzigartige an den Vergewaltigungen durch Soldaten der Roten Armee zu beschreiben, ohne gleichzeitig die sowjetischen Männer dadurch als einzigartige Gewalttäter zu definieren.«²⁵⁹ Eine Lösung dieses Dilemmas findet sie in dem Film letztlich nicht. Vielmehr parallelisierte Sander die Taten der sowjetischen Männer mit denen der deutschen bei ihren Eroberungen und in Besetzungsregimen. Unter einer Montage mehrerer historischer Fotografien von verstümmelten Frauenleichen sagte sie (Stimme aus dem Off): »Wir sehen russische Frauen von Deutschen vergewaltigt. Deutsche Frauen von Russen vergewaltigt. Russische Frauen, deutsche Frauen, russische Frauen, Deutsche, Russische usw.«²⁶⁰ Sander thematisierte auch die sogenannte Fraternisierung und die Bordelle, die für die Wehrmacht eingerichtet wurden. Der Krieg erscheint somit grundsätzlich als ein prädestiniertes Umfeld für die sexuelle Ausbeutung von Frauen.

Ein weiteres Leitmotiv ist das Bestreben von Helke Sander und der Historikerin Barbara Johr, mit verschiedenen Hochrechnungen die Gesamtzahl der verübten Vergewaltigungen beziehungsweise der Vergewaltigungsopfer zu ermitteln. Sander interessierte sich für die Quantifizierung dieser Fälle, da sie die massenhaften Vergewaltigungen als ein »Zeitereignis, das Konsequenzen für die ganze Gesellschaft gehabt haben muss«²⁶¹ verstand und entsprechend greifbar machen wollte. In dieser Frage kommen Sander und Johr zum Ende des zweiten Teils zu einer Aussage. Sie beziehen sich dabei aufgrund der Datenlage nur auf Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten. Aus ihren Hochrechnungen, die sie im Film ausführlich argumentieren und vorrechnen, kommen sie auf die Zahl von mindestens 100.000 Frauen, die in Berlin vergewaltigt worden seien.²⁶²

Helke Sander war nicht die erste, die die Vergewaltigungen deutscher Frauen durch alliierte Soldaten am Ende des Zweiten Weltkriegs öffentlich thematisierte.²⁶³ Doch mit dem Film »BeFreier und Befreite« trug sie das Thema, das schon seit 1980 in der feministischen Erinnerungskultur verhandelt wurde, in eine breitere Öffentlichkeit.²⁶⁴ Sie

259 Sander: Erinnern/Vergessen, S. 12.

260 Sander/Johr: BeFreier und Befreite, S. 131–132.

261 Sander: Erinnern/Vergessen, S. 14.

262 Sie ziehen außerdem Zahlen des Historikers Gerhard Reichling hinzu, der die deutschen Vertriebenen erforscht hat. Er geht von 1,9 Millionen vergewaltigten Mädchen und Frauen in den ehemaligen deutschen Ostgebieten, während der Flucht nach Westen und in der Sowjetischen Besatzungszone aus. Vgl. Johr, Barbara: Die Ereignisse in Zahlen, in: Sander/Johr: BeFreier und Befreite, S. 46–73, hier: S. 54–58.

263 So die Darstellungen von: Pusch, Luise F.: Über den Film »BeFreier und Befreite« (1992) von Helke Sander, in: FemBio Frauen.Biographieforschung, 20.03.2017, URL: <https://www.fembio.org/biographie.php/frau/comments/ueber-den-film-befreier-und-befreite-1992-von-helke-sander/> (04.11.2023); Gebhardt, Miriam: Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs, 2. Auflage, München 2015, S. 289–290.

264 Vgl. Roggenkamp, Viola: Warum haben die Frauen geschwiegien? Helke Sanders Dokumentarfilm »BeFreier und Befreite« kommt nächste Woche in die Kinos, in: Die Zeit, 25.09.1992, S. 91; Peitz, Christiane: Mann ist Mann, in: taz, 08.10.1992, S. 14; Trophäen für die Sieger, in: Der Spiegel, H. 23 (1992), S. 98–103. Ausführliche Berichte von Frauen über erlebte Vergewaltigungen veröffentlichte

konnte auf die Arbeit und die damit einhergehende Bewusstseinsbildung in der feministischen Öffentlichkeit aufbauen, die ganz wesentlich auf die historische Forschung von Ingrid Schmidt-Harzbach zurückgeht. Schmidt-Harzbach war die erste in der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft, die die Vergewaltigungen von Frauen 1945 – mit dem Schwerpunkt auf Berlin – erforscht hatte. Ihre Ergebnisse veröffentlichte sie schon 1982, 1984 und 1985 und brachte sie somit in die Frauenforschung und in die feministische Erinnerungskultur ein.²⁶⁵ Schmidt-Harzbach hatte als Interviewpartnerin bei den Dreharbeiten zu »BeFreier und Befreite« mitgewirkt, ehe sie sich 1991 das Leben nahm.²⁶⁶ Sander und Schmidt-Harzbach kannten sich schon seit 1968 und ihrem gemeinsamen Engagement im Aktionsrat für die Befreiung der Frau. Sie waren nicht eng befreundet, aber als Aktivistinnen der neuen Frauenbewegung langjährige Weggefährtinnen, die einander schätzten. Schmidt-Harzbachs Mitwirken in »BeFreier und Befreite« sei ihre »erste und letzte wirkliche gemeinsame Arbeit« gewesen sei, so beschrieb es Helke Sander in ihrer Trauerrede.²⁶⁷ Sie hob auch die wissenschaftliche Pionierleistung von Schmidt-Harzbach hervor:

»Wenn heute Frauen ein Bewußtsein von ihrer Geschichte als Geschlecht haben, [...] dann ist das wesentlich auch ihrer Arbeit zu verdanken. [...] Bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit über die Nachkriegszeit war sie die erste, das Tabu der Vergewaltigungen aufzugreifen und darüber zu arbeiten und auf politische Folgen dieser Ereignisse hinzuweisen. [...] Ich begann damit sehr viel später als sie und konnte auf ihrer Arbeit aufbauen.«²⁶⁸

In dem Buch zum Film »BeFreier und Befreite« nahmen Helke Sander und Barbara Johr auch den Artikel von Ingrid Schmidt-Harzbach über »Eine Woche im April. Berlin 1945 – Vergewaltigung als Massenschicksal« auf und druckten ihn um wenige einleitende Kommentare ergänzt erneut ab.²⁶⁹

Sanders Film wurde in der breiteren Öffentlichkeit kontrovers diskutiert. Dies liegt zuvorderst daran, dass sich in der erinnerungskulturellen öffentlichen Debatte seit dem Historikerstreit 1986 Positionen gegenüberstanden, die über die Bewertung des Nationalsozialismus und Holocaust in der Gesamtschau auf die deutsche Geschichte stritten. Die Regisseurin sah sich in diesem öffentlichen Debattenfeld der Kritik derjenigen gegenüber, die vor jeglicher Relativierung der deutschen Schuld warnten. Der Publizist und Historiker Volker Ullrich warf Sander vor, mit der Fokussierung auf die Taten der sowjetischen Armee einer »schleichenden Veränderung des deutschen Selbstbildes« Vorschub

als erste die Zeitschrift *Courage* im Jahr 1980 und die Regisseurin Helma Sanders-Brahms stellte eine Vergewaltigung in »Deutschland bleiche Mutter« (1980) dar, siehe hierzu Kapitel 4.3.

265 Schmidt-Harzbach: Die Lüge von der Stunde Null; dies.: Nun geht mal beiseite, ihr Frauen!; dies.: Eine Woche im April.; dies.: Das Vergewaltigungssyndrom; dies.: Doppelt besiegt.

266 Helwerth: Ingrid Schmidt-Harzbach ist tot; Braun: Ingrid Schmidt-Harzbach.

267 Sander, Helke: Nachruf für Ingrid Schmidt-Harzbach. Sie war eine leidenschaftliche Zeitgenossin, in: *taz*, 12.10.1991, S. 6.

268 Ebd.

269 Schmidt-Harzbach, Ingrid: Eine Woche im April. Berlin 1945. Vergewaltigung als Massenschicksal, in: Sander/Johr: BeFreier und Befreite, S. 21–45.

zu leisten. Dies sei besonders fatal im Kontext der Wiedervereinigung, in der sich die Bundesrepublik »schweren ökonomischen Nöten und einer Krise seiner demokratischen Institutionen konfrontiert« sah, so Ullrichs Analyse.²⁷⁰ Andere Kritiker*innen bemängelten, durch die Montage der vielen Szenen aus den geführten Gesprächen und dem hinzugezogenen Archivmaterial sei das Potential der subjektiven Erzählungen nicht ausgeschöpft worden. Sander knüpfe Interviewszenen wie Versatzstücke aneinander, ohne dass die Zuschauenden die sprechenden Frauen und Männer näher kennenlernen konnten.²⁷¹

Sanders Film wurde nicht nur in der Presse besprochen, sondern auch in der feministischen Zeitschrift *frauen und film*, die sie selbst 1974 gegründet hatte. Darin schrieben sowohl die Filmwissenschaftlerin Gertrud Koch als auch die US-amerikanische Historikerin Atina Grossmann über den Film »BeFreier und Befreite« beziehungsweise über seinen historischen Kontext. Gertrud Koch kritisierte Sanders undifferenzierte Darstellung der Sprechenden:

»Durch die narrative Konzentrierung auf die Vergewaltigungen bei Kriegsende verhüllt der Film selbst die divergenten Positionen der Sprecherinnen. So nehmen die Frauen als Geschlecht transhistorische Bedeutung an, ob die versteckt lebende Jüdin oder die in der NS-Wochenschau interviewte Deutsche – alle Frauen scheinen nun in einem Boot zu sitzen. In der Biographieforschung nennt man eine solche deutungsgebende Erzählung eine *Großerzählung* – und in gewissem Sinne ist der Film selbst eine solche Großerzählung: Die nämlich von *den Frauen* als den zentralen Opfern eines männlichen Krieges, an dem sie allesamt nur passiv teilhatten.«²⁷²

Auch die Argumentation von Sander sei widersprüchlich: Sie wolle einerseits die Massenvergewaltigungen als historisch singuläres Phänomen verstehen, andererseits argumentiere sie mit der universellen Annahme von männlicher Täter- und weiblicher Opferschaft.²⁷³

Auch die Historikerin Atina Grossmann, die inzwischen selbst zu den Vergewaltigungen im Zweiten Weltkrieg forschte, wollte den spezifischen historischen Kontext berücksichtigen.²⁷⁴ Grossmann vertrat die Ansicht, dass Vergewaltigung nicht gleich Vergewaltigung sei, sondern die spezifische historische Situation mit analysiert werden müsse. Sie plädierte dafür, die Vergewaltigungen deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkriegs unter ihrer »Vorgeformtheit« durch die nationalsozialistische Propaganda

²⁷⁰ Ullrich, Volker: Die neue Dreistigkeit, in: *Die Zeit*, 30.10.1992, S. 73. Zitate Ullrich.

²⁷¹ Peitz, Christiane: Aus eines toten Recken Hose. Helke Sanders Film über Soldaten als Vergewaltiger, in: *taz*, 25.02.1992, S. 16; Kurth, Cornelia: Sah ein Knab ein Röslein stehn. »BeFreier und Befreite«: geblendet vom Verbrechen, Zum Start von Helke Sanders neuem Film in Bremen, in: *taz*, 02.10.1992, S. 31.

²⁷² Koch, Gertrud: Blut, Sperma, Tränen. BeFreier und Befreite – ein Dokumentarfilm von Helke Sander, in: *frauen und film*, H. 54/55 (1994), S. 3–14, hier: S. 10. Hervorhebungen im Original.

²⁷³ Ebd., S. 11–12.

²⁷⁴ Zu Atina Grossmann als Pionierin der historischen Frauenforschung siehe Kapitel 4.1.2 und 6.1.2.

da zu analysieren.²⁷⁵ Sie selbst untersuchte die Folgen und gesundheitspolitischen sowie sozialfürsorglichen Umgang mit den Vergewaltigungsofern, vor allem in Hinsicht auf Schwangerschaften und erwünschte Abtreibungen. Dabei stellte Grossmann auch infrage, ob Vergewaltigungen als besondere Gräuel wahrgenommen wurden oder – so ihre Vermutung – vielmehr in einer Reihe mit anderen kriegsbedingten Leiden wie Hunger, dem Verlust vom Zuhause, Flucht, Gewalt jeglicher Art, Tod, Krankheit und Verwundung von Kindern und anderen Familienangehörigen stand.²⁷⁶ Atina Grossmann schlug daraufhin eine Umdeutung der weiblichen Opferschaft im Nationalsozialismus vor, die nicht mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus, sondern mit seinem Niedergang verknüpft sei:

»Ich frage mich, ob das irritierende Beharren vieler deutscher Frauen und Feministinnen, daß Frauen als Gruppe Opfer (und nicht Mitwirkende, Mittäter oder Nutznießer) des Nationalsozialismus waren, nicht eine Verschiebung (Verlagerung?) der Tatsache darstellt, daß viele deutsche Frauen nicht vom Nationalsozialismus zu Opfern gemacht wurden, noch primär durch den Krieg, sondern eher durch das Scheitern des Nationalsozialismus und die Niederlage im Krieg. Nicht das Dritte Reich, sondern der Zusammenbruch des Dritten Reiches brachte Gewalt gegen Frauen mit sich.«²⁷⁷

Helke Sander schloss mit ihrem Dokumentarfilm an mehrere Motive der feministischen Erinnerungskultur an. Sie ermöglichte, dass Frauen von ihren Erfahrungen selbst erzählten und nahm Partei für sie. Sie richtete die öffentliche Aufmerksamkeit auf ein bisher (nahezu) tabuisiertes Thema, der massenhaften sexuellen Gewalt gegen Frauen im Zweiten Weltkrieg. Sanders Film erscheint jedoch im Kontext der damals aktuellen Debatten in der Frauenforschung als tendenziell anachronistisch.²⁷⁸ Während sich Frauenforscherinnen endlich den Verfolgungsofern zuwandten und seit Jahren über Frauen als »Opfer oder Täter« stritten, präsentierte Sander eine universalistische Erzählung männlicher Kriegsverbrechen. Im Zusammenhang mit der kritisierten Erzählung »Telefongespräch mit einem Freund« muss auch hier festgestellt werden, dass Sander erneut jüdische Positionen ignorierte.

Sanders Film verweist auch auf die Aufspaltung der Debattenräume. Denn in den folgenden Jahren widmete sich die Frauen- und Geschlechterforschung sowie die Forschung zur NS-Volksgemeinschaft dezidiert den unterschiedlichen Rollen und Rollenzuschreibungen von Menschen im nationalsozialistischen Regime.²⁷⁹ Im Rücken dieser Forschungstätigkeit entwickelte sich jedoch eine populäre Geschichtskultur, die zahlrei-

²⁷⁵ Grossmann, Atina: Eine Frage des Schweigens: Die Vergewaltigung deutscher Frauen durch Besatzungssoldaten. Zum historischen Hintergrund von Helke Sanders Film *BeFreier und Befreite*, in: *frauen und film*, H. 54/55 (1994), S. 15–28, hier: S. 19.

²⁷⁶ Ebd., S. 21–22.

²⁷⁷ Ebd., S. 18.

²⁷⁸ Zu den Debatten siehe das vorige Kapitel 6.2.1.

²⁷⁹ Heinsohn/Weckel/Vogel: Zwischen Karriere und Verfolgung.

che Filme und Erzählungen produzierte, die das stereotype Bild der deutschen Frau als Opfer des Zweiten Weltkriegs reproduzierte.²⁸⁰

Helke Sanders Film steht am Anfang eines Jahrzehnts, das von mehreren erinnerungskulturellen Debatten geprägt wurde. So deuten Aleida Assmann und Ute Frevert die Wehrmachtsausstellung (ab 1995) als »Antwort« auf den Film von Helke Sander und die Kritiken an der Fokussierung auf die sowjetische Armee. Die Wanderausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« war vom Hamburger Institut für Sozialforschung entwickelt worden und löste eine öffentliche Kontroverse aus, da sie mit zahlreichen Fotografien von Kriegsverbrechen deutscher Soldaten den Mythos der ›sauberen Wehrmacht‹ angriff.²⁸¹ Beide, Film und Ausstellung, seien »Tabubrecher« gewesen, indem sie »das kollektive Gedächtnis und seine Sprachregelungen herausforderten.«²⁸² Sie setzten außerdem bei den individuellen Erinnerungen und den Familiengedächtnissen an, indem sie individuelle Gewalterfahrungen und Gewalttaten darstellten. Die Wahrnehmung dieser Werke sei dabei auch Ausdruck der veränderten öffentlichen Erinnerungskultur zum Nationalsozialismus, die verschiedene Verbrechenskomplexe integrierte und sich mit ihnen auseinandersetzte.²⁸³

6.3 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich zuerst aufgezeigt, wie sich marginalisierte Frauen ab 1984 auf die feministische Erinnerungskultur bezogen und diese in ihre Bewusstwerdung und Artikulation miteinbezogen. Sowohl Akteurinnen der afro-deutschen Frauenbewegung wie auch Frauen aus dem antisemitismuskritischen Schabbeskreis thematisierten die Leerstellen in der Erinnerung an den Nationalsozialismus und brachten ihre Perspektiven als Schwarze Deutsche oder Nachkommen als jüdisch Verfolgter ein. Die Frauen machten auf ihre Marginalisierung explizit aufmerksam. Das stellte sich als ein aktiver Akt des Gedächtnisaktivismus dar, indem sie andere Feministinnen dazu aufforderten, sie in ihre Erinnerung mit einzuschließen. Die Kritik von rassismus- und antisemitismuskritischen Frauen betraf auch den Bereich des sozialen Gedächtnisses, also der un-intendierten Vermittlung von Geschichte im Alltag. Sie verdeutlichten, dass Nicht-Erinnern eine Art von Diskriminierung ist, gegen die sie sich aktivisch wandten. Sie nutzten dafür Frauenbewegungsräume und feministische Praktiken als Korrektiv der feministischen Erinnerungskultur, in der Opfererzählungen über deutsche, nicht-verfolgte Frauen bislang dominiert hatten und verfolgte Frauen (abgesehen von politisch Verfolgten) nicht zur Identifikation geeignet schienen. Die migrantischen, afro-deutschen, jüdischen und rassismus- und antisemitismuskritischen Feministinnen stießen damit in

280 Welzer, Harald: Von der Täter- zur Opfergesellschaft. Zum Umbau der deutschen Erinnerungskultur, in: Hans Erler (Hg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen, Frankfurt a.M. 2003, S. 100–108.

281 Das Hamburger Institut für Sozialforschung wurde von Jan Philipp Reemtsma 1984 ins Leben gerufen. Im Stiftungsbeirat saßen bis 1987 auch Alice Schwarzer und Margarete Mitscherlich. Zur Wehrmachtsausstellung vgl. exemplarisch: Thiele: Die Wehrmachtsausstellung.

282 Assmann/Frevert: Geschichtsvergessenheit, S. 281.

283 Ebd., S. 281–282.

der Frauenbewegung immer breiter geführte Diskussionen über Antisemitismus und Rassismus an, in der sich auch nicht-marginalisierte Frauen verstärkt ihrer Positionierung bewusst machten und ihr bisheriges Verhalten hinterfragten. Hierfür konnte ich vor allem den Bewusstseinswandel der *Emma*-Autorin Ingrid Strobl herausstellen, die noch Anfang der 1980er Jahre israelfeindliche Artikel verfasst hatte, sich aber gegen Ende der 1980er Jahre ihrer Ignoranz gegenüber Jüdinnen*Juden bewusst wurde.

Im zweiten Teil des Kapitels habe ich einen Ausblick auf die Debatten in der Frauenforschung gegeben, die sich vielfach retrospektiv auf die feministische Erinnerungskultur bezogen. Die in den feministischen Fachmedien geführten Debatten müssen einerseits in Verflechtung mit der feministischen Erinnerungskultur analysiert werden, andererseits in ihrer Abgrenzung und Fortentwicklung. Dabei habe ich herausgearbeitet, dass sich Kritiken an ›der Frauenforschung‹ an mehreren Stellen auch auf populäre Geschichtsdarstellungen bezogen, die in der feministischen Erinnerungskultur breit rezipiert wurden, aber nicht im engeren Feld der geschichtswissenschaftlichen Erforschung von Frauen im Nationalsozialismus anzusiedeln sind. Die vorgetragene Kritik – so ungenau und selektiv sie sich auf verschiedenste Publikationen im Feld richtete – löste wichtige Impulse für die Frauenforschung aus, die sich um 1990 noch mit Bewegungsdiskussionen verflochten zeigte, wenngleich sich eine Wegentwicklung in andere öffentliche Räume schon anzeigte. Hier habe ich auch den »Historikerinnenstreit« von 1989 bis 1992 eingeordnet. Ich konnte außerdem aufzeigen, dass diese Diskussionen sich auch aus der Auseinandersetzung mit öffentlicher Erinnerungskultur und geschichtspolitischen Debatten speisten, insbesondere aus dem Historikerstreit ab 1986.

Diese Bezugnahme auf die öffentliche Erinnerungskultur ist auch in den breiter geführten Antisemitismus- und Rassismusdiskussionen nachzuweisen. Den 50. Jahrestag des Novemberpogroms 1988 konnte ich als Bezugspunkt sowohl von ausführlichen Artikelserien über Jüdinnen und die nationalsozialistische Judenverfolgung in *Emma* identifizieren, als auch in kritischen Gedichten Schwarzer Feministinnen, die auf rassistische Gewalt im Zeitraum der deutsch-deutschen Wiedervereinigung aufmerksam machten und diese mit dem offiziellen Gedenken an historische Gewalttaten kontrastierten. Auch die Reaktionen auf den Film »BeFreier und Befreite« (1992) von Helke Sander über Massenvergewaltigung von deutschen Frauen zu Kriegsende habe ich in diesem Debattenfeld über nationalkonservative Strömungen verortet. In der Analyse des Filmtextes und der Kritiken habe ich aufgezeigt, wie Sander an die feministische Erinnerungskultur anschloss, indem sie jüdische Perspektiven ausblendete und eine universal verstandene weibliche Opferschaft der männlichen Täterschaft gegenüberstellte.